

The background of the cover is a stylized, watercolor-like version of Vincent van Gogh's 'The Starry Night'. It features a dark, swirling blue sky with several bright, glowing yellow and white stars. In the foreground, a man with a beard and brown hair, wearing a light blue shirt, is shown in profile, painting on an easel. He is holding a red paintbrush and a palette. The overall style is artistic and evocative, capturing the essence of the original painting's texture and color palette.

Michael Bird

Kate Evans

Vincent's Starry Night und andere Geschichten

EINE KUNSTGESCHICHTE FÜR KINDER



© 2016
Midas Collection

4. Auflage 2023
ISBN 978-3-03876-270-6

Übersetzung: Claudia Koch
Lektorat/Korrekturat: Kathrin Lichtenberg, Ramona Steckermeier
Layout: Ulrich Borstelmann
Projektleitung: Gregory C. Zäch

www.midas.ch

Midas Verlag AG
Dunantstrasse 3, CH-8044 Zürich
E-Mail: kontakt@midas.ch

Englische Originalausgabe:
Laurence King Publishing Ltd, London
Text © 2016 Michael Bird
Illustrations © 2016 Kate Evans of Folio Art

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Erstellung und Verbreitung von Kopien auf Papier, Datenträgern oder im Internet.

Vincent's
Starnennacht
und andere Geschichten

EINE KUNSTGESCHICHTE FÜR KINDER

Michael Bird

Illustrationen: Kate Evans



Midas Collection

Inhalt

Vorwort	8
---------	---

Aus Höhlen in die Zivilisation (40.000–20 v. Chr.)

1 Löwenmensch: Das erste Kunstwerk	13
2 Tierräume: Die Maler der Chauvet-Höhle	17
3 Bildgeschichten: Antike Maler, Bildschnitzer und Schreiber	21
4 So sehe ich das: Echnatons Künstler	25
5 Das Leben geht weiter: Tutanchamuns Grab	29
6 Reisegeschichten: Griechische Vasenmaler	33
7 Große Ideen: Der Parthenon <i>Athen, Griechenland (um 432 v. Chr.)</i>	37
8 Die Soldatenfabrik: Das Grab des Qin Shihuangdi	43
9 Eine große Bestellung: Das Standbild des Augustus	47
10 Schöner Ausblick: Ein Tag im Leben eines römischen Malers	51

Heilige Orte (800–1425)

11 Auge in Auge: Die Mosaiken der Hagia Sophia	57
12 Der Traum des Kalligrafen: Ibn al-Bawwab	61
13 Der Mann der Berge: Fan Kuan	65
14 Die schwimmende Stadt: Angkor Wat <i>Angkor Wat, Kambodscha (um 1100)</i>	69
15 Fantasien aus Licht: Bleiglas	75
16 Geschichten aus dem wahren Leben: Giotto	79
17 Alle Seiten des Lebens: Mittelalterliche Schreiber u. Buchmaler	83
18 Kopf-Menschen: Die Bronzegießer von Ife	87
19 Schneeengel: Andrej Rubljow	91



Große Ambitionen (1425–1550)

20	Die Zukunft entdecken: Donatello <i>Florenz, Italien (15. Jahrhundert)</i>	97
21	Das kleinste Detail: Jan van Eyck	103
22	Flieg zur Sonne: Die Azteken	107
23	Unter der Haut: Leonardo da Vinci	111
24	Sei fleißig, werde berühmt: Albrecht Dürer	115
25	Stein zu Statue: Michelangelo	119
26	Die Kunst der Philosophie: Raffael	123
27	Die Nacht ist jung: Tizian	127

Geschichten über das Leben (1550–1750)

28	Kalter Trost: Pieter Bruegel	133
29	König der Geparden: Basawan und Dharm Das	137
30	Leichtes Essen: Caravaggio	141
31	Das Blumenmädchen: Rembrandt <i>Amsterdam, Die Niederlande (17. Jahrhundert)</i>	145
32	»Die Malerei bin ich«: Artemisia Gentileschi	151
33	»Guten Morgen«: Diego Velázquez	155
34	Stell dir vor, du wärst dabei: Claude Lorrain	159
35	Je länger du hinschaust: Jan Vermeer	163
36	Das Kartenhaus: Jean-Siméon Chardin	167



Revolution! (1750–1860)

37	Der Sturm und die Ruhe: Jacques-Louis David	173
38	Keine Helden: Francisco de Goya	177
39	Felsen und Steine und Bäume: Caspar David Friedrich	181
40	Unter der Welle: Katsushika Hokusai	185
41	Künstlerische Chemie: William Henry Fox Talbot	189
42	Euch zeige ich's!: Joseph Mallord William Turner <i>London, England (frühes 19. Jahrhundert)</i>	193
43	Der Plan: Gustave Courbet	199
44	Jeden Cent wert: Frederic Edwin Church	203

Mit anderen Augen sehen (1860–1900)

45	Die Wiege der Kunst: Berthe Morisot	209
46	Die freie Natur: Claude Monet <i>Paris, Frankreich (spätes 19. Jahrhundert)</i>	213
47	Sekundenbruchteile: Eadweard Muybridge	219
48	Woraus besteht Farbe?: Georges Seurat	223
49	Vincent's Sternennacht: Vincent van Gogh	227
50	In ihren Händen: Camille Claudel	231
51	In der Hitze des Tages: Paul Cézanne	235

Krieg und Frieden (1900–1950)

52	Ausschneiden und Einfügen: Georges Braque	241
53	Happy Birthday!: Marc Chagall	245
54	Eine Geschichte spinnen: Marcel Duchamp	249
55	Genossen!: Warwara Stepanowa <i>Moskau, Russland (1930er Jahre)</i>	253

56	Kreise des Lebens: Wassily Kandinsky	259
57	Mädchen zwischen den Welten: Frida Kahlo	263
58	Meer der Träume: Joan Miró	267
59	Eine Lüge sagt die Wahrheit: Pablo Picasso	271
60	Kieselsteine und Bomben: Henry Moore	275
61	Alles Müll!: Kurt Schwitters	279

Wohin die Reise geht (1950–2014)

62	Direkt aus der Dose: Jackson Pollock <i>New York, USA (1950er Jahre)</i>	285
63	Ein blauer Morgen: Henri Matisse	291
64	Was ist hier passiert?: Anselm Kiefer	295
65	Mein Traum: Emily Kame Kngwarreye	299
66	Komm herein: Louise Bourgeois	303
67	Deckelzauberei: El Anatsui	307
68	Saat auslegen: Ai Weiwei	311

	Weltkarte	314
	Zeitleiste	316
	Glossar	322
	Liste der Kunstwerke	326
	Index	330
	Nachweise	335
	Danksagungen	336

Teil des Zaubers

Diese Kunstgeschichte beginnt vor 40.000 Jahren in einer Höhle in Deutschland und endet auf einem Fußweg in Peking im Jahr 2014. In der Zwischenzeit treffen wir Künstler an allen möglichen Orten: an einem Berg, in einem Steinbruch und mitten in der Wüste, in Hütten und Dampfbooten, Palästen und Gräbern – und natürlich in Ateliers und Werkstätten. Wir beobachten sie beim Malen und Zeichnen auf Felsen und Wände, Holz, Leinwand und Papier. Sie stellen Skulpturen aus Stein, Metall, Lehm, Draht und sogar Haferbrei her. Geduldig setzen sie winzig kleine Mosaiksteine in Gips, fügen Fragmente bunter Glasscherben oder Flaschenverschlüsse zusammen, zerreißen Zeitungen und fotografieren. Warum verbringen Künstler ihre Zeit mit so etwas? Jeder Künstler in diesem Buch könnte dir darauf eine andere Antwort geben.

Die Antwort hängt davon ab, wo und wie er gelebt hat. Was würden die Schnitzer und Maler der Eiszeit in Europa sagen? Vielleicht gab es bei ihnen nicht einmal das Wort »Kunst«, um ihre Tätigkeit zu beschreiben, aber das spielt keine Rolle. Diese frühen Menschen beherrschten Dinge, die für sie wie ein Zauber gewirkt haben müssen. Es ist immer zauberhaft, wenn sich Ideen und Träume in Objekte und Bilder verwandeln, die jeder berühren, anschauen und mit denen jeder leben kann. Heute jagen wir keine Mammuts mehr, dennoch besteht noch immer eine starke Bindung zwischen dem unsichtbaren Leben in unseren Gedanken und Gefühlen und der Welt da draußen. Für vieles, was wir mit Worten nicht (oder nicht gut) ausdrücken können, ist Kunst unsere Sprache.

Kunstwerke bringen uns mit ihren Schöpfern in Verbindung, selbst wenn diese in fernen Zeiten und an fernen Orten gelebt haben. Da sich aber das Leben der Künstler und die Ansichten der Menschen über Kunst im Laufe der Zeit geändert haben, bleibt immer etwas Mystisches zurück. Wie war es wirklich als römischer Freskenmaler, als islamischer Schreiber im Mittelalter oder als viktorianischer Fotograf? In die Geschichten in diesem Buch sind viele Fakten über Kunst eingeflochten – Namen, Daten und historische Ereignisse –, aber die sagen ja



nicht alles. Die Geschichte ist voller unerforschter Lücken, die wir mit unserer Fantasie füllen.

Das Wort Historie klingt immer so, als wäre die Geschichte abgeschlossen – wir haben uns eine Meinung über das Geschehen und dessen Bedeutung gebildet. Bei Kunst geht es mir jedoch anders, ob sie auf einen Tempel gemalt oder einfach ins Internet gestellt wurde – darum möchte ich die Geschichte der Kunst mit einer Reihe von Geschichten erzählen. Eine Geschichte, auch wenn du sie vielleicht bereits gehört hast, spielt sich im Hier und Jetzt der Fantasie ab. Vielleicht weißt du schon genau, was als Nächstes passiert, dennoch fühlt es sich wie das erste Mal an. Künstler sagen häufig, egal, wie viel Erfahrung du bereits hast, wenn du eine neue Arbeit beginnst, ist das wieder eine Reise ins Unbekannte.

Manche Künstler in diesem Buch schufen Bilder oder Skulpturen wie niemand je zuvor. Andere lassen uns alltägliche Dinge mit völlig neuen Augen sehen. Alle jedoch haben Kunstwerke geschaffen, die eine ganz eigene Präsenz haben. Wenn ich sie sehe oder über sie nachdenke, ist es, als ginge ich aus der Tür und atmete eine völlig neue Luft.

Für Künstler und für uns alle, die wir Kunst anschauen und verstehen wollen, kann sich Kunst ganz nah und gleichzeitig weit entfernt anfühlen – bekannt und gleichzeitig fremd. »Wenn ich dieses Kunstwerk nur richtig verstehen würde, käme es mir normaler vor«, ist ein verlockender Gedanke. Aber ich möchte das Fremde an der Kunst niemals missen. Es ist ein Teil des Zaubers.

– Michael Bird



Aus Höhlen in die Zivilisation

40.000-20 v. CHR.



Seit ungefähr 200.000 Jahren leben auf der Erde Menschen wie du und ich. Aber bis vor 50.000 Jahren gab es keine Kunst. Kunst zu schaffen – also aus Rohmaterial ein Bild zu schnitzen, zu modellieren oder zu malen – schien ein großer Schritt in der Entwicklung des Menschen zu sein. Dazu mussten wir Menschen lernen, uns etwas vorzustellen, zu erfinden und diese Ideen in die Tat umzusetzen – ein Objekt oder ein Bild schaffen, das es zuvor nicht gegeben hat. Die erste Kunst, die wir etwas genauer kennen, stammt von Menschen aus Nordeuropa aus der letzten Eiszeit.

Einige der weitreichendsten Veränderungen der Lebensweise der Menschen ereigneten sich zwischen der Eiszeit und dem Aufstieg des Römischen Reiches. Zwar führte die Entdeckung, wie man Getreide anpflanzt und Tiere züchtet, nicht direkt zu großen Kunstwerken, aber immerhin entwickelten sich Orte und schließlich Städte, in denen es für Maler und Bildhauer viel zu tun gab. Das Wort »Zivilisation« stammt vom lateinischen *civitas* und bedeutet »Stadt«.

Kunstwerke – vom geschnitzten Rentierknochen über Höhlenmalereien von Tieren bis hin zu Statuen aus Stein und geschmückten Grabmalen – sind einzigartige Zeugen ihrer Zeit und erzählen uns, wie die Menschen vor Tausenden von Jahren lebten. Wir verdanken es also den Künstlern, dass wir uns die frühen Zivilisationen in Ägypten, Griechenland, dem Römischen Reich und China so lebhaft vorstellen können, obgleich diese alten Kulturen längst nicht mehr da sind.





— *Löwenmensch*
vom Hohlenstein-Stadel, Deutschland
ca. 40.000–35.000 v. Chr.

1 Löwenmensch

Das erste Kunstwerk

Gestatten, der Löwenmensch. Das flackernde Feuer spiegelt sich auf seinem glänzenden Löwenkopf. Er scheint die Augen aufzureißen, ein Lächeln auf den Lippen. Wird er sich mit einem lauten Knurren auf dich stürzen, mit gefletschten, riesigen Zähnen? Oder öffnet sich sein Mund zu einem breiten Grinsen und er lacht mit zuckenden Schultern ganz laut mit dir, seinem Freund?

Das lässt sich unmöglich sagen. Wir wissen nicht, ob da draußen ein echter Löwe lauert, im tiefen Dunkel, in den Schatten hinter dem Feuer. Die Dunkelheit scheint kein Ende zu nehmen, als segele man nachts auf einem endlosen Ozean. Darüber funkelt ein Schneesturm am kalten Himmel.

Einiges wissen wir jedoch genau. Alles, was du zum Leben brauchst, musst du selbst herstellen. Was du essen willst, musst du suchen oder fangen.



Löwenmensch

In diesem kalten Land überlebt niemand ohne wärmende Kleidung aus Tierfellen, zusammengenäht mit Nadeln aus Knochen, die stundenlang geschliffen und geschärft werden müssen. Rentier- und Fuchshäute

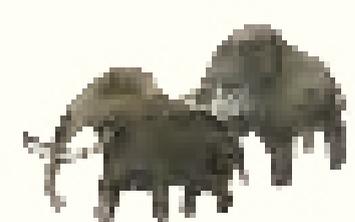
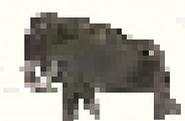
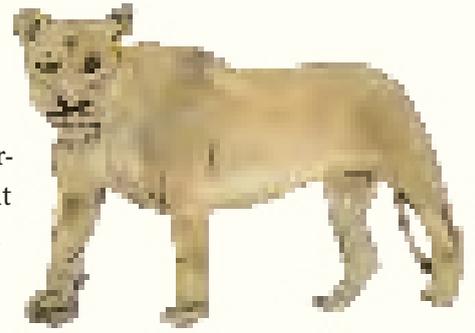
mit dem Fell nach innen halten

dich warm und am Leben. Hasenfelle sind noch weicher und gut als Kleidung für Kinder geeignet. Jeder packt mit an – jagen, nähen, kochen. Feuersteine werden beschlagen, um daraus Pfeilspitzen, Äxte, Klingen und Werkzeuge für alle Alltagsarbeiten herzustellen. Außerdem muss jemand darauf achten, dass das Feuer niemals erlischt. Denn wie sollte man es wieder anzünden – an einem kalten Winterabend wie diesem?

Das ist Europa vor 40.000 Jahren. Skandinavien, selbst der Norden Deutschlands liegen unter einer meterdicken Eisschicht. Weiter südlich herrschen sibirische Temperaturen. Im Frühling taut der Boden auf und Pflanzen wachsen schnell. Wenn du weißt wo, findest du Früchte und kannst essbare Wurzeln ausgraben.

Es leben nicht viele Menschen auf der Erde. Kleine Gruppen errichten Lagerstätten und Schutzhütten. Sie bleiben so lange am selben Ort, wie sie dort Essbares finden. Dann ziehen sie weiter. Es gibt grimmige Höhlenlöwen, die Bärenkinder und Rentiere jagen. Mammutherden durchziehen die kahlen Ebenen und Täler wie haarige Hügel auf Beinen. Ihren starken, gebogenen Stoßzähne solltest du besser nicht zu nahe kommen. Eine Gruppe von Jägern kann jedoch gemeinsam eines dieser riesigen Tiere stellen und erlegen. Aber Löwen und Mammuts brauchen den Menschen kaum zu fürchten – denn das ist ihr Reich.

So schnell der Sommer gekommen ist, so schnell wird es auch wieder kalt. In der tiefen Dunkelheit der Winternächte müssen sich die Menschen gegen Wölfe, Bären und Löwen zur Wehr setzen. Das Leben hier ist kurz und lodert hell wie das Feuer. Mit etwas Glück erlebst du gerade so deinen 30. Geburtstag, aber ohne Uhren und Kalender weißt du nicht sicher, wann dein Geburtstag ist! Es gibt keine Länder, keine Grenzen. Niemand kann schreiben, es gibt also auch keine Aufzeichnungen, wie das Leben damals war.



Das erste Kunstwerk

Manchmal pausiert der Kampf ums Überleben. Es gibt genug zu essen. Die Menschen können sich anderen Dingen widmen. Sie musizieren auf winzigen Flöten, geschnitzt aus den Röhrenknochen der Raubvögel. Sie tanzen und unterhalten sich – und erzählen sich bestimmt auch Geschichten. Heute kennt diese Geschichten keiner mehr. Aber vielleicht drehten sie sich um unsichtbare Geister, die die Sonne aufgehen ließen und für die Jahreszeiten sorgten. Oder sie berichteten, was die Jäger gesehen und auf ihren gefährlichen Expeditionen erfahren hatten.

In dem Moment, wenn der Jäger einem Löwen von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, weiß er, dass er ihn töten muss ... sonst tötet der Löwe ihn. Er schaut in seine Augen und erkennt dieselben Gefühle wie bei sich selbst – Mut, Angst, Entschlossenheit – alles auf einmal. Für den Bruchteil einer Sekunde fliegt der Speer, der Löwe springt – der Mensch und der Löwe sind gleich. Sie verstehen einander.

Ein sehr merkwürdiges Gefühl. Wer kann das in Worte fassen? Vielleicht hat deshalb in der Stadel-Höhle in Deutschland jemand vor 40.000 Jahren den Löwenmenschen aus einem Mammutzahn geschnitzt. Dieser Mann oder diese Frau hat 400 Stunden lang mit scharfen Steinen viele Feinheiten ins Elfenbein geschnitten. Sie haben ihrer Familie zwar nicht bei der Arbeit geholfen, aber auch sie haben etwas Wichtiges getan. Sie haben ein unsichtbares Gefühl in etwas verwandelt, was du mit eigenen Augen sehen und vielleicht in die Hand nehmen kannst. Du kannst von einer Kreatur träumen, halb Mensch, halb Löwe, aber wo findest du sie?

»Hier«, sagt der Schnitzer. »Berühre ihn. Sprich mit ihm. Gestatten, der Löwenmensch.«





Pferde, Wisente und Wollnashörner
Chauvet-Höhle, Frankreich, ca. 30.000–28.000 v. Chr.

2

Tierträume

Die Maler der Chauvet-Höhle

Jahrtausende gehen ins Land. Hunderte und Aberhunderte von Generationen. Dennoch ändert sich das Leben in Europa kaum. Manchmal wird es etwas wärmer und die Eisdecke schrumpft. Ganz langsam jedoch, so langsam, dass man es kaum merkt, kehren Eis und Kälte wieder zurück.

Vor 30.000 Jahren in einem Tal, heute mitten in Frankreich. Noch immer ist das Land dünn besiedelt, nur hier und da leben kleine Gruppen von Menschen in kleinen Siedlungen oder im Schutz überhängender Felsen. Häufig ziehen sie umher, durch Wälder und Wiesen, mit den Tieren der Wildnis.

Vielleicht sagen sich die Menschen: »Wir sind ganz anders als die Tiere. Schau mal, was wir mit unseren Händen herstellen können.« Aber auch die Tiere können bauen, Vogelnester oder Fuchsbaue zum Beispiel. Sie verständigen sich untereinander, umsorgen ihre Jungen und leben in Gruppen zusammen. Und doch wissen sie nicht, wie man mit Knochennadeln Kleidung näht, steinerne Speerspitzen schärft oder auf selbstgeschnitzten Flöten musiziert. Tiere träumen auch, aber sie verwandeln die Figuren aus ihren Träumen nicht in Schnitzereien wie den Löwenmenschen. Und sie tauchen ihre Pfoten auch nicht in rote Erde oder Holzkohle und malen Bilder damit.



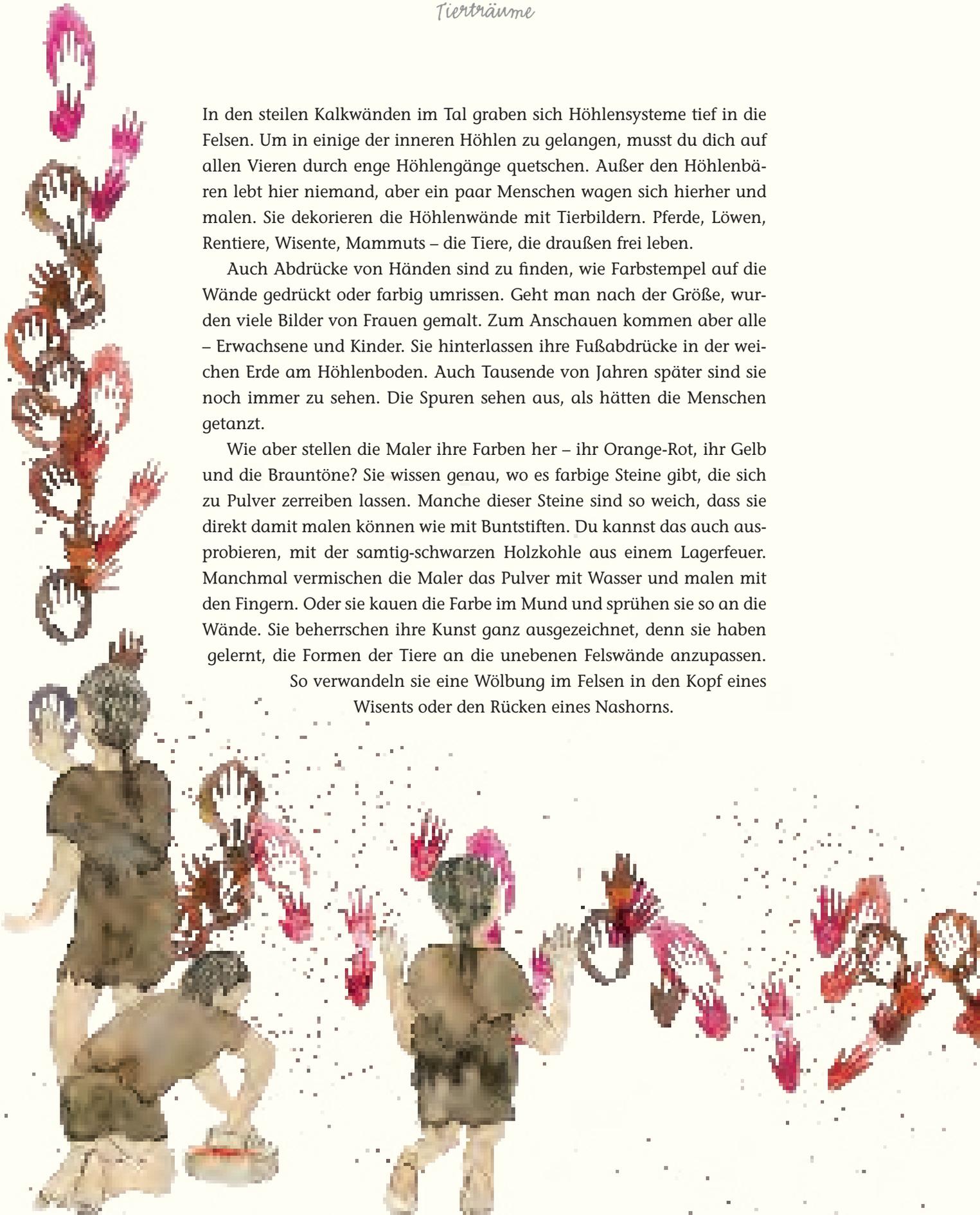
Tierträume

In den steilen Kalkwänden im Tal graben sich Höhlensysteme tief in die Felsen. Um in einige der inneren Höhlen zu gelangen, musst du dich auf allen Vieren durch enge Höhlengänge quetschen. Außer den Höhlenbären lebt hier niemand, aber ein paar Menschen wagen sich hierher und malen. Sie dekorieren die Höhlenwände mit Tierbildern. Pferde, Löwen, Rentiere, Wisente, Mammuts – die Tiere, die draußen frei leben.

Auch Abdrücke von Händen sind zu finden, wie Farbstempel auf die Wände gedrückt oder farbige Umrisszeichnungen. Geht man nach der Größe, wurden viele Bilder von Frauen gemalt. Zum Anschauen kommen aber alle – Erwachsene und Kinder. Sie hinterlassen ihre Fußabdrücke in der weichen Erde am Höhlenboden. Auch Tausende von Jahren später sind sie noch immer zu sehen. Die Spuren sehen aus, als hätten die Menschen getanzt.

Wie aber stellen die Maler ihre Farben her – ihr Orange-Rot, ihr Gelb und die Brauntöne? Sie wissen genau, wo es farbige Steine gibt, die sich zu Pulver zerreiben lassen. Manche dieser Steine sind so weich, dass sie direkt damit malen können wie mit Buntstiften. Du kannst das auch ausprobieren, mit der samtig-schwarzen Holzkohle aus einem Lagerfeuer. Manchmal vermischen die Maler das Pulver mit Wasser und malen mit den Fingern. Oder sie kauen die Farbe im Mund und sprühen sie so an die Wände. Sie beherrschen ihre Kunst ganz ausgezeichnet, denn sie haben gelernt, die Formen der Tiere an die unebenen Felswände anzupassen.

So verwandeln sie eine Wölbung im Felsen in den Kopf eines Wisents oder den Rücken eines Nashorns.



Die Maler der Chauvet-Höhle

Dunkel ist es, das Tageslicht kommt nicht bis hier herunter. Die Künstler malen im Schein einfacher, rußender Lampen aus brennendem Tierfett. Im flackernden Schein der Lampen zucken Licht und Schatten unbeständig über die Wände. Die gemalten Tiere scheinen sich zu bewegen. Dann wird getanzt, und die Schatten der Tänzer springen inmitten der Tiere umher.

Die Maler kennen die Tiere sehr genau. Jäger hatten ihre Beute ins Lager geschleppt, wo sie zerteilt und gekocht wurde. Die Maler hatten auch lebendige Tiere beobachtet. Sie wissen, wie ein Löwe den Kopf hebt, um zu brüllen, wie sich der Hals des Pferdes beim Galoppieren wölbt und wie die umstehenden Pferde gleichermaßen zu laufen beginnen.

Sieh nur, wie die Herde die Köpfe zusammensteckt, die Ohren aufmerksam gespitzt, die Nüstern samtig und weich. Da, das Pferd mit dem geöffneten Maul – hör genau hin! Kannst du verstehen, was es sagt? An den anderen Wänden brüllen gemalte Löwen. Du kannst ihnen ganz ohne Furcht direkt ins Gesicht schauen, denn du bist vor ihnen sicher.

Mit ihrer Kunst können die Maler zaubern. Sie können die Stärke des Löwen und des Bären in die Höhle holen, dennoch mußt du nicht vor ihnen davonlaufen. In den Gemälden tanzen die Tiere mit dir, sind Teil der Geschichten und wärmen sich mit dir am Feuer. Später kannst du die Bilder in deinem Kopf behalten, und sie sind dir näher, als wenn sie neben dir säßen: Sie wiehern, brüllen und knurren. All das geschieht in deinem Kopf, wo die Bilder umhertanzen wie flackernde Zeichnungen an den Höhlenwänden.





Feldarbeit
Grab des Menna, Theben, Ägypten, ca. 1390 v. Chr.

3

Bildgeschichten

Antike Maler, Bildschnitzer und Schreiber

Früher Morgen. Es ist bereits hell, doch der Sonnengott hat seinen feurigen Kopf noch nicht über den Horizont gehoben. Die Luft ist frisch vom Morgentau, der meerblaue Himmel ganz still. Später am Tag wird er in der Hitze flimmern. Die reifen Weizenstängel knistern, während sich die Männer in Reihen über das Feld bewegen und sie mit Bronzesicheln ernten. Erschreckt flattern Vögel auf und fliegen unter großem Spektakel nach allen Seiten davon. Hinter den Feldern, außer Sichtweite, fließt der Nil – breit und stark. Wenn die Männer innehalten und sich umschauen, entdecken sie Segel – so als würden die Schiffe durch das Weizenfeld gleiten.

Unter der Erde malt ein Künstler bei Lampenlicht Umriss aus, die er an die Wände des Grabes des Menna gezeichnet hat, eines hohen Beamten, Gebieter über das Ackerland. Er malt die Männer bei der Arbeit auf den Feldern. Und da steht Menna, er fischt und jagt die Vögel am Fluss, mit seiner Familie – und sogar seiner Katze!

Das ist 4.000 Jahre her, Zehntausende Jahre nach der Zeit der Höhlenmaler. Niemand hat beobachtet, was in all den Jahren geschehen ist, aber die Menschen wissen: Sie sind nur die jüngste Generation in einer langen Linie von Vorfahren. Sie tun das, was Menschen am besten können – sie finden heraus, wie ihnen die Natur gibt, was sie zum Leben brauchen.

10.000 Jahre zuvor hatten die Menschen östlich des Mittelmeers die Landwirtschaft entdeckt. Statt wilde Tiere zu jagen, zähmten sie sie – Ziegen, Rinder, Schafe – und sperrten sie in Gehege. Statt Pflanzen und Beeren zu sammeln, legten sie Samen in die Erde. Wenn eine Familie ein ausreichend

großes Kornfeld bestellte, erntete sie genug, um zu essen und neue Samen aufzubewahren. Vielleicht reichten sie sogar, um gegen andere nützliche Dinge zu tauschen, wie einen Wasserkrug oder einen irdenen Kochtopf vom Töpfer, der sein Handwerk so gut beherrschte, wie es ein schwer arbeitender Bauer nie lernen könnte.



Über den Kornfeldern Ägyptens glüht bereits die Sonne. Wie unglaublich diese Szene auf die Höhlenmaler wirken würde! Die Gebilde in der Ferne, wie eckige, eng beieinander stehende braune Felsen – das sind Häuser. Um Landwirtschaft zu betreiben, müssen die Menschen sesshaft sein. Es gibt Dörfer, kleine und große Städte mit Gebäuden, die um einiges größer sind als die einfachen Bauernhäuser. In den größten Städten leben mehrere Tausend Menschen.

Große Ströme wie der Nil und – weiter im Osten – Euphrat und Tigris sorgen für fruchtbare, ertragreiche Böden, um die Stadtbewohner zu versorgen. Die Menschen arbeiten nicht nur auf den Feldern. Es gibt reiche Händler, Priester und Staatsbeamte wie Menna. Außerdem auch Maler und Schnitzer, die Tempel, Grabstätten und Paläste verzieren.

Das Leben in der Stadt ist abwechslungsreicher als auf dem Land, aber auch komplizierter. Wie kann ein König oder Händler da den Überblick behalten? Über die Höhe der Steuern, die eingetrieben werden müssen. Über die Anzahl der Getreidesäcke im Lagerhaus. Oder den Namen des Königs, der den Tempel erbaute und an den sich jeder nach seinem Tod erinnern sollte. Da ist es nicht genug, einfach zu sagen: »Keine Sorge, das vergessen wir schon nicht.« Die Lösung für all diese Probleme – und viele andere – liegt in der genialen Erfindung der Schrift.

Anfangs schrieb man in diesem Teil der Welt mithilfe von Bildern, ein Kreis bedeutete zum Beispiel »Sonne«, ein geschwungenes Dreieck wie das

Gesicht einer Kuh war das Zeichen für »Kuh«. So weit, so gut. Wolltest du aber »gestern« oder »das Schiff segelt nach Norden« schreiben, mussten die Zeichen anders funktionieren. Ein Bild oder Symbol konnte für ein Wort stehen oder für die Laute, aus denen sich das Wort zusammensetzt, oder für beides. Wie sollte man das unterscheiden? Zwar konnten die meisten Leute nicht schreiben, zum Glück gab es jedoch Schreiber, die ganz genau wussten, wie das ging.

Maler, Schnitzer, Bildhauer und Schreiber erlernten dieses Handwerk, das anderen wie Zauberei erschien. So konnten sie dafür sorgen, dass man Dinge sehen oder verstehen konnte, ohne sie vor sich zu haben. Ein König konnte nicht gleichzeitig überall sein, aber sein Bild, seine Statue oder seine königlichen Botschaften konnten an Gebäuden im ganzen Reich zu sehen sein. Je eindrucksvoller die Bilder und Wörter waren, desto deutlicher war die Botschaft.

Im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris wandelte sich die Bildschrift langsam in eine Schrift aus Zeilen und Zeichen.



Dabei sahen die Zeichen nicht mehr wie die Dinge aus, für die sie standen. Die Ägypter blieben jedoch bei ihrer Bildschrift, den sogenannten Hieroglyphen. Sie waren so stolz auf ihre ägyptische Schreibweise, warum sollten sie die also ändern? Ägypten wurde von Göttern regiert, darauf folgte der König bzw. Pharao (der Mensch, der den Göttern am ähnlichsten war), dann kamen die Priester und Adelsleute, am unteren Ende der Gesellschaft die ärmsten Arbeiter und Sklaven. So war es damals, und so sollte es bleiben, solange der Sonnengott jeden Morgen nach seiner nächtlichen Reise durch das Land der Toten wiedergeboren wurde.

Große Ambitionen

1425-1550



Die Zeit zwischen dem 14. und dem 17. Jahrhundert nennt man Renaissance. Wörtlich heißt das »Wiedergeburt«, in diesem Fall die Wiedergeburt antiker Kulturen. Sie begann damit, dass italienische Künstler, Architekten, Schriftsteller und Denker die Errungenschaften des antiken Griechenlands und des Römischen Reiches neu zum Leben erwecken wollten. Sie machten sich auf den Weg, um die Lebensweise der alten Römer, vor allem aber der alten Griechen wiederzuentdecken und herauszufinden, wie sie ihre Tempel bauen und so unglaublich naturgetreue Skulpturen schaffen konnten, und vieles andere mehr.

Während manche Künstler durch eine gewisse »Konkurrenz« mit den antiken Vorfahren angetrieben waren, begannen andere in Europa, neue Ideen und Kunstrichtungen zu entwickeln. Ihre Welt war eine andere als die im alten Rom, sie veränderte sich immer schneller. Die Erfindung des Buchdrucks hatte zur Folge, dass Bilder und Gedankengut deutlich schneller verbreitet werden konnten. Außerdem konnten größere und schnellere Schiffe längere Reisen zurücklegen. Kein noch so großes antikes Wissen konnte die Menschen jedoch auf das vorbereiten, was geschah, als die Schiffe den Atlantik überquerten. Zum ersten Mal verflochten sich die Historien von Amerika und Europa.

Für europäische Künstler änderte sich die Sicht auf ihre Arbeit immens. Künstler wie Michelangelo und Leonardo da Vinci hielten sich nicht mehr nur für hochangesehene Handwerker, sondern eher für aufstrebende Schöpfer und Denker wie Dichter und Philosophen.



Gastmahl des Herodes

Battistero di San Giovanni, Siena, Italien, 1417–30

20

Die Zukunft entdecken

Donatello

Es ist schön, wieder in Florenz zu sein. Donatello schirmt die Augen mit einer Hand von der Sonne ab und blinzelt ins Blau des Himmels. Hoch über ihm streckt sich der hölzerne Kranarm. Die halbfertige Kuppel der Kathedrale wölbt sich wie eine riesige Eierschale in den Himmel. Und diese kleine Gestalt oben am Kran, die winkt und schreit, während die Arbeiter die Winde bedienen – das ist der Architekt Filippo Brunelleschi. »Wir treffen uns am Mittag«, hatte Brunelleschi versprochen. Donatello hält nach einem schattigen Fleckchen Ausschau, wo er auf ihn warten kann.

Kaum zu glauben, dass dies hier wirklich geschieht. Ziegel für Ziegel, Stein für Stein erhebt sich der Dom. Die Arbeit an der neuen Kathedrale zieht sich nun schon seit 130 Jahren hin. Die Kuppel wird seine Pracht krönen. Sie wird größer sein als jede andere Kuppel, die seit dem Römischen Reich erbaut worden war. Es hatte jedoch ein großes Problem gegeben. Lange Zeit wusste niemand, wie man sie bauen sollte. Über die Jahrhunderte war das meisterhafte Wissen der antiken römischen Baumeister völlig in Vergessenheit geraten.

Donatello verspürt Stolz, dass gerade sein Freund Brunelleschi endlich das Rätsel der Kuppel gelöst hatte. Und auch



auf sich selbst kann er stolz sein. Vor 20 Jahren, 1406, als er ein junger Bildhauerlehrling war, arbeitete er an zwei Marmorskulpturen für ein Portal an der Nordseite der Kathedrale. Kurz darauf erhielt er den wichtigen Auftrag, eine überlebensgroße Statue für den Haupteingang der Kathedrale zu schaffen. Ein guter Start für seinen Aufstieg. Und hier steht er nun, der berühmteste Bildhauer Italiens.

Eine Ladung Ziegelsteine schwingt hin und her, während der Kran sie nach oben hebt. Brunelleschi hat auch diesen Kran erfunden.

Was Donatello jedoch am meisten interessiert, ist ein anderes Problem, das Brunelleschi ebenfalls gelöst hat. Angenommen, du willst eine dreidimensionale Form auf eine ebene Fläche zeichnen. Jeder weiß, dass etwas umso kleiner wirkt, je weiter es entfernt ist. Aber Brunelleschi entwickelte eine geniale Methode, das auch in einer Zeichnung sichtbar zu machen. Mit einem Lineal zeichnete er schräge Linien, die an einem Fluchtpunkt zusammentreffen. Schwer zu verstehen? Auf den ersten Blick vielleicht. Aber Maler und Architekten kamen schnell hinter Brunelleschis neue Perspektivtechnik.

Donatello hat bewiesen, dass auch ein Bildhauer Perspektive einsetzen kann, und zwar in dem Bronzerelief, das er kürzlich für die große Taufkirche im Dom von Siena geschaffen hatte. Im Battistero werden Neugeborene getauft, darum wurde Donatello um eine Szene aus der Bibelgeschichte um Johannes den Täufer gebeten. Er entschied sich für einen dramatischen Moment – vielleicht etwas zu dramatisch für eine Taufe! Das »Gastmahl des Herodes« ist in Wahrheit eine Horrorgeschichte.

König Herodes ist bezaubert von der schönen, grausamen Salome. »Tanz für mich, dann gebe ich dir, was du dir wünschst«, verspricht er ihr. »Ich möchte den Kopf von Johannes dem Täufer auf einem Teller«, fordert sie. Donatello stellte sich bildlich genau den Moment vor, in dem

Herodes der Kopf präsentiert wird, und er nutzt die Perspektive, um dir das Gefühl zu geben, du wärst dabei. Der König und seine

Kinder schrecken bei diesem Anblick zurück, ein Gast

verdeckt seine Augen, Salome tanzt, ein Musiker spielt einfach weiter. So viele Menschen.

Doch in Donatellos Relief scheint für alle genug Platz zu sein. Die Bodenfliesen und die Steinbögen werden mit zunehmender Entfernung

immer kleiner, genau wie in Brunelleschis





Zeichnungen. So wirkt die eigentlich flache Skulptur wie ein riesiger, tiefer Raum.

In ihrer Jugend reisten Donatello und Brunelleschi gemeinsam nach Rom. Sie wollten unbedingt herausfinden, wie die alten Römer ihre erstaunlichen Kunst- und Bauwerke geschaffen hatten. Brunelleschi vermaß römische Ruinen und fertigte sorgfältige Zeichnungen an, darunter von der Kuppel des riesigen Pantheon-Tempels. Donatello studierte antike Skulpturen. Er war sich sicher, so die Geheimnisse einer Kunst wiederentdecken zu können, die seit Jahrhunderten als verloren galt. Er wollte zum Beispiel wissen, wie man das Porträt eines Menschen schuf – nicht das perfekte Angesicht eines Gottes oder Engels, sondern ein lebensechtes Menschengesicht mit Falten und so. Die beiden Freunde gruben antike Skulpturen aus Hinterhöfen und Feldern aus, die dort über tausend Jahre vergraben gewesen waren. »Da sind wieder diese dreckigen, florentinischen Schatzsucher!«, spotteten die Römer.

Vielleicht hatten sie sogar Recht – Donatello hat nie besonders auf seine Kleidung geachtet, selbst jetzt als bestbezahlter Bildhauer, dank der Familie Medici. Diese reichen Bankiers geben ihr Geld gern für Kunst und Bauwerke aus. Cosimo, Oberhaupt der Familie Medici, bittet Donatello beständig um neue Skulpturen. Er schenkt ihm sogar einen teuren, roten Mantel – aber kann er ihn auch zum Tragen überreden?

»Hättest du dich nicht etwas herausputzen können, mein Freund?« Es ist Brunelleschi. Während Donatello seinen Gedanken nachhing, war er den ganzen Weg von der Kuppel zu ihm herabgestiegen.

»Jetzt ist es zu spät«, Brunelleschi grinst. »Komm, wir wollen etwas essen gehen.«

Aus einer Seitenstraße in der Nähe des Domes strömen köstlichste Gerüche.

Florenz

Italien (15. Jahrhundert)

Florenz entstand an den Ufern des Flusses Arno in Italien. Im 14. und 15. Jahrhundert war es eine stolze, unabhängige und reiche Stadt, wo Bankiers und Händler ein Vermögen verdienten. Sie investierten riesige Summen in Gebäude und Kunstwerke, die den neuen Zeitgeist ausdrücken sollten.

Statuen für die Stadt

Vor dem Palazzo Vecchio befindet sich die Piazza della Signoria, ein freier Platz mit Statuen von Donatello, Michelangelo und anderen berühmten Bildhauern.

Donatellos Läden

Der alte Ponte Vecchio (Alte Brücke) wurde 1345 wieder aufgebaut. Wie andere Brücken zu jener Zeit war er von einer Reihe kleiner Läden gesäumt, die auch heute noch zu sehen sind.

Bürgerpalast

Der Palazzo Vecchio war das alte Rathaus der Stadt Florenz. Er wirkt eher wie eine Festung – als Symbol für eine starke und wirtschaftlich unabhängige Stadt.



Hohe Töne

Der Glockenturm der Kathedrale, der Campanile, wurde von Giotto entworfen, der 1334 die Arbeit daran begann – als er selbst 67 Jahre alt war. Der Turm ist mit Mustern aus verschiedenfarbigem Marmor geschmückt.

Die Blüte von Florenz

Die Bauarbeiten an der Kathedrale Santa Maria del Fiore begannen 1296, und es dauerte 140 Jahre, bis die Kuppel endlich fertig war.



Aus den Bergen ans Meer

Der Arno fließt durch das Zentrum von Florenz. Seit jeher wird der Fluss als Verkehrsweg genutzt, um Bauholz aus den Apenninen zu transportieren.





Die Arnolfini-Hochzeit
1434

21

Das kleinste Detail

Jan van Eyck

Im fernen Brügge im regnerischen Flachland Nordeuropas lagen keine antiken römischen Artefakte herum, die die Künstler untersuchen könnten. Und überhaupt, ging es bei der Kunst immer nur darum, sich mit der Pracht der Vergangenheit zu messen?

»Willkommen, Freunde! Herein, kommt herein!« Giovanni Arnolfini freute sich sehr über seine Gäste. Allerdings kam er sehr schnell zum Geschäft. »Ich muss nach Italien reisen«, fuhr er fort. »Ich arbeite an – nun ja, einem recht großen Werk. Das Porträt muss also bald fertig sein, wenn Ihr nichts dagegen habt.«

»Ihr seid ein beschäftigter Mann, Giovanni.« Jan van Eyck kannte den Händler und seine Eigenarten. Beide waren beim Herzog Philipp von Burgund angestellt. Der Herzog umgab sich gern mit vollendeten Musikern, Dichtern und Malern wie van Eyck. Arnolfini wiederum lieferte Luxusgüter an den Hof – Samt und Seide für die Kleidung der Höflinge und verschiedenste exotische Waren.

»Was ist das?« Van Eyck wies auf die Frucht auf dem Fensterbrett. »Handelt Ihr jetzt mit Orangen?«

»Oh, nur nebenbei. Probiert eine.« Orangen waren fast ebenso exotisch wie Affen oder Pfauen – und auch äußerst teuer. Van Eyck war beeindruckt. Er ging ein paar Schritte durch den Raum. »Darf ich mich etwas umschauchen?«

Giovanni Arnolfini und seine junge Verlobte wollten ihr Porträt im besten Zimmer des Hauses malen lassen. Hier würden sie ihre Gäste empfangen, hier stand ihr bestes



Bett. Ein paar schöne Details fand van Eyck auch: einen teuren Spiegel mit bemaltem Rahmen, einen persischen Teppich, Fenster mit hochwertigen Glasscheiben, einen Kupferkronleuchter. Und ihre Kleidung. Als Stoffhändler konnte Arnolfini seine Frau mit einer Garderobe ausstatten, auf die jede Prinzessin neidisch gewesen wäre. Ein Kleid mit Hermelinbesatz, ein Mantel aus grünem Samt.

»Wie viel verlangt Ihr?«, fragte Arnolfini. Van Eyck schrieb eine Zahl auf eine Seite in seinem Notizbuch, riss sie heraus und reichte sie ihm. »Hmm«, Arnolfini hob eine Augenbraue. Eine ansehnliche Summe, aber er hatte gehört, wie Herzog Philipp in den höchsten Tönen von van Eyck schwärmte und ihm kürzlich sogar den Lohn versiebenfacht hatte.

In Italien, woher Arnolfini stammte, priesen die Leute vor allem Giotto. Arnolfini hatte Giotto's Gemälde in der Kapelle in Padua gesehen, van Eyck's Altargemälde in der Kirche von Gent beeindruckten ihn jedoch noch mehr. Sicher, Giotto's lebendige Szenen waren attraktiv, aber van Eyck sah einfach alles. Ob die Haut auf der Wange einer Frau oder die Struktur einer Bodendiele, er achtete auf jedes winzige Detail. Man konnte sehen, dass er mit kleinen, sehr detaillierten Gemälden in Büchern begonnen hatte, scharf und leuchtend klar wie Juwelen.

Aber es war nicht nur eine Frage der Details. Van Eyck gab einem auch das Gefühl, die Hand ins Bild ausstrecken und etwas darin berühren zu können. Er malte auf Holzbretter statt auf Gipswände, benutzte die feinsten Pinsel und eine besondere Farbe, die er mit Leinöl mischte. Ölfarbe trocknete viel langsamer als die Farben der Fresken. Wenn die erste Schicht trocken genug war, malte van Eyck mit einer weiteren Farbe darüber – manchmal liegen so fünf oder sechs dünne Farbschichten übereinander.

»Schaut Euch die Hand Eurer Frau an«, sagte van Eyck. »Sie hat nicht nur eine Farbe. Unter der blassen Haut ist ein rosiger Schimmer zu erkennen, und oben drauf ein ganz leichter Glanz.«

»Wollt Ihr behaupten, ich hätte schwitzige Hände?«, die junge Frau lachte.



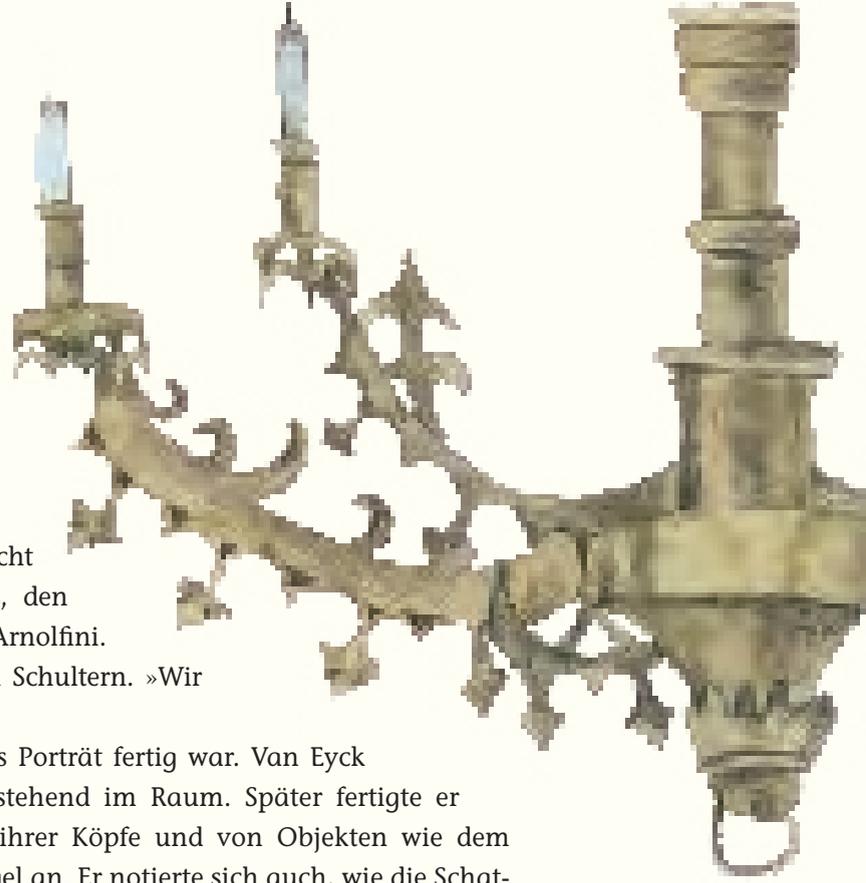
»Nein, nein! Das ist die Blüte des Lebens. Während – « er schaute sich um. »Während die Sandalen dort auf dem Boden nur langweilig und normal sind.«

»Das sollten sie besser nicht sein, angesichts des Preises, den ich Euch zahle«, schnaubte Arnolfini.

Van Eyck zuckte mit den Schultern. »Wir werden sehen.«

Es dauerte lange, bis das Porträt fertig war. Van Eyck zeichnete das Paar zuerst stehend im Raum. Später fertigte er detailliertere Zeichnungen ihrer Köpfe und von Objekten wie dem Kronleuchter und dem Spiegel an. Er notierte sich auch, wie die Schatten fielen. Nachdem er nach vielen Stunden Zeichnens und Malens fertig war, sah das Porträt genau so aus wie der Raum in dem Moment, als ihn van Eyck betreten und sein Ebenbild im Spiegel entdeckt hatte. Über den Spiegel malte er die Worte *Johannes van Eyck war hier*, und das Datum, 1434.

Noch Jahre später, wenn Arnolfini das Porträt anschaute, erinnerte er sich an diesen Moment, als wäre es gestern gewesen. Dieser kleine verrückte, kläffende Hund – den hatte er seiner Frau aus Gent mitgebracht, inzwischen war er längst verstorben. Und die junge Frau – so schön war sie auf dem Bild – ihr Haar begann, langsam zu ergrauen. Van Eyck war endlich auf seine Pilgerfahrt gegangen, von der er so viele Jahre gesprochen hatte. Die Menschen behaupteten, er wäre der größte Maler, den es jemals gab, viel besser noch als die italienischen Meister. Und was die Orangen anging, die verkauften sich so gut wie nie zuvor.



Mit anderen Augen sehen

1860-1900



Von allen Maschinen und Geräten, die während der industriellen Revolution neu entwickelt wurden, brachte die Kamera die größten Veränderungen für Künstler mit sich. Zum ersten Mal seit den Höhlenmalern gab es eine Möglichkeit, Dinge so aufzuzeichnen, wie sie wirklich aussahen. Und was die Details angeht, brauchte die Kamera nur eine Sekunde um dasselbe darzustellen, wofür ein Maler Tage oder Wochen brauchte – eine Wimpe, einen Ohrring, einen Grashalm. Als van Eyck oder Dürer diese Details gemalt hatten, waren alle von ihrem unglaublichen Können begeistert. Nun konnte das plötzlich jeder Fotograf.

Die ersten Fotografen konnten aber noch keine lebendigen Farben oder die Stimmung an einem Sommernachmittag am Fluss einfangen. Die Malerei schlug eine neue Richtung ein. Statt das Aussehen der Dinge im Bild festzuhalten, wollten Künstler zeigen, was die Menschen beim Betrachten fühlten. Ein Gemälde konnte mehr sein als nur ein Bild von etwas wie einer Blumenvase. Das Gemälde an sich konnte schon eine Erfahrung sein, die sich aus der Farbe ergab – all die Tupfen und Farbstriche, die Strukturen und Formen.

Künstler wollten den Akt des Anschauens so spannend, fremd und schön gestalten, dass die Menschen ihre Welt mit neuen Augen sahen. Maler experimentierten mit allen möglichen Pinselstrichen und verschiedenen Farbkombinationen. Bildhauer arbeiteten mit traditionellen Materialien wie Stein und Ton, um neue Visionen der menschlichen Form zu gestalten.



Die Wiege
1872

45

Die Wiege der Kunst

Berthe Morisot

Welche Bilder soll ich in der Ausstellung zeigen?« Berthe Morisot wollte die Meinung ihrer Schwester hören. Edma wusste das besser als sonst jemand. Sie hätte selbst auch Malerin werden können. Wie schade, dass sie jetzt nie mehr zu Pinsel und Farbe griff.

Die Ausstellung, die Berthe und andere junge Künstler im April 1874 planten, würde sich völlig von der offiziellen Ausstellung, dem sogenannten jährlichen Salon de Paris, unterscheiden. Wie jeder wusste, akzeptierten die Kuratoren des Salons nur bestimmte Arten von Gemälden. »Langweilige Bilder für Dickköpfe«, so formulierte es Berthes Freund Édouard Manet. Für die Lieblingskünstler der Kuratoren fand er noch härtere Worte.

»Ich bin nicht sicher, ob ich das gutheißen soll, Monsieur Manet.« Für Berthes und Edmas Mutter sollten junge Männer lieber höflich und amüsant sein. Vor allem durften sie »keinen Staub aufwirbeln«. Madame Morisot lud gern höfliche, junge Männer zum Essen ein in der Hoffnung, einer von ihnen würde Berthe heiraten. Nach Edmas Hochzeit wurde von Berthe dasselbe erwartet. Noch dazu hatte Edma bereits zwei hinreißende Kinder!

Was stimmte nicht? Berthe war so hübsch. Nur sollte sie aufhören, die Stirn zu runzeln, wenn sie malte. Laut Madame Morisot wünschten Männer sich Frauen, die nicht zu ernst dreinschauten. Oder zu künstlerisch. »Kunst ist schön und gut«, pflegte sie zu sagen. »Aber im Gegensatz zu den Freuden der Mutterschaft hat sie für gut erzogene, junge Frauen keine Zukunft.«

Edma war sich sicher, was auch immer Mama dachte: Berthe tat Recht, dass sie weiter malte. Sie war so talentiert. Monsieur Corot, der letzte Lehrer ihrer Schwester, hatte erkannt, dass Berthe eine echte Künstlerin war und es ernst meinte. Wie schnell sie von ihm gelernt hatte, mit diesen federleichten Strichen zu malen. Welch genaue Vorstellung sie von ihren Motiven hatte – die Orte, die sie und Edma gemeinsam besucht hatten, ihre Familie und ihre Freunde.

Berthes Gemälde gaben dir das Gefühl, sich über dieselben Dinge freuen zu können wie sie. Ein Picknick im Freien, im Schatten sitzen und lesen, Kindern beim Spielen zuschauen. Die Bilder zeigten Momente, in denen du dich des Lebens freust, wenn das Leben fließt und dich einfach mitreißt.

»Du kennst mein Lieblingsbild.« Edma lächelte. »Das von Blanche in ihrer Wiege.«

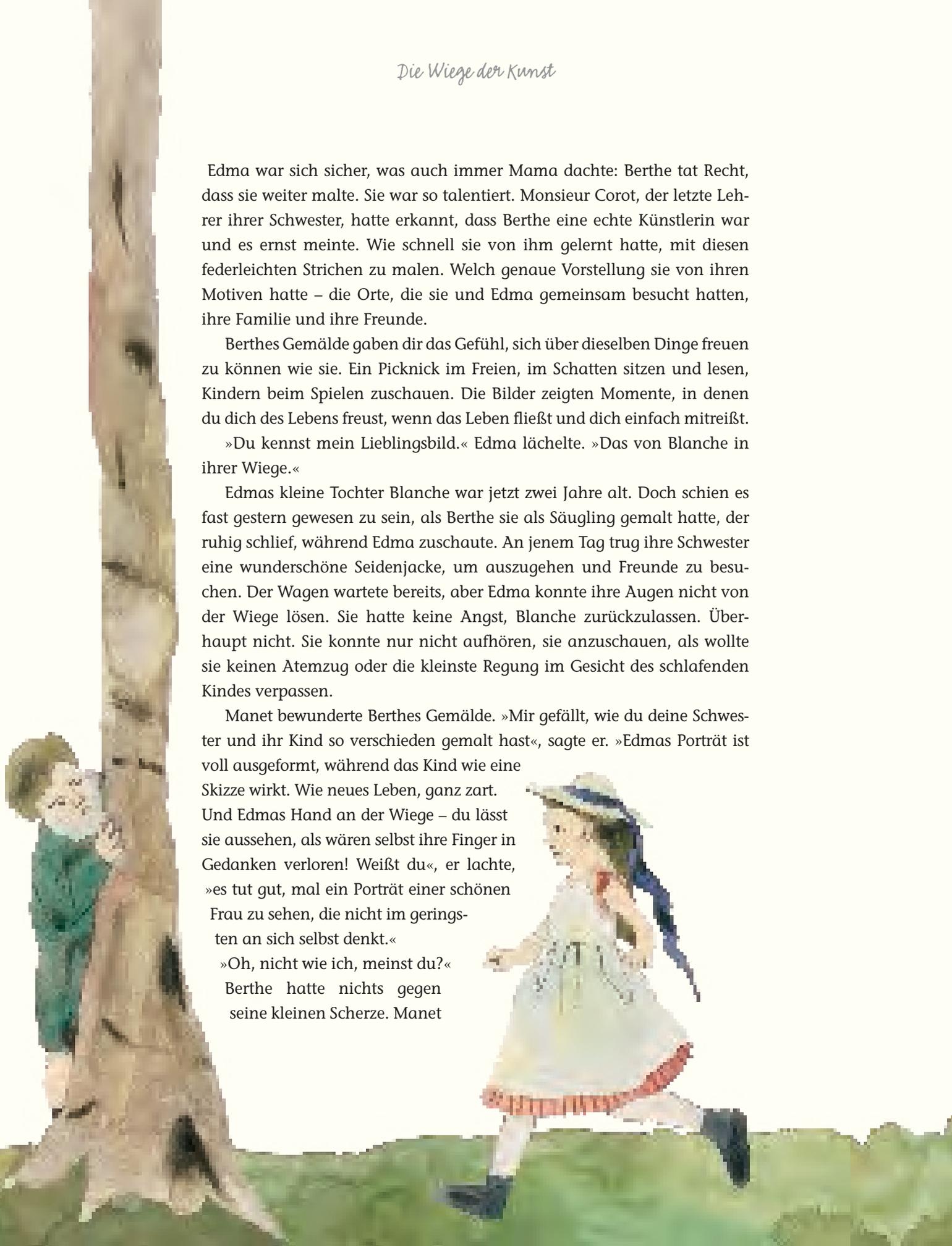
Edmas kleine Tochter Blanche war jetzt zwei Jahre alt. Doch schien es fast gestern gewesen zu sein, als Berthe sie als Säugling gemalt hatte, der ruhig schlief, während Edma zuschaute. An jenem Tag trug ihre Schwester eine wunderschöne Seidenjacke, um auszugehen und Freunde zu besuchen. Der Wagen wartete bereits, aber Edma konnte ihre Augen nicht von der Wiege lösen. Sie hatte keine Angst, Blanche zurückzulassen. Überhaupt nicht. Sie konnte nur nicht aufhören, sie anzuschauen, als wollte sie keinen Atemzug oder die kleinste Regung im Gesicht des schlafenden Kindes verpassen.

Manet bewunderte Berthes Gemälde. »Mir gefällt, wie du deine Schwester und ihr Kind so verschieden gemalt hast«, sagte er. »Edmas Porträt ist voll ausgeformt, während das Kind wie eine Skizze wirkt. Wie neues Leben, ganz zart.

Und Edmas Hand an der Wiege – du lässt sie aussehen, als wären selbst ihre Finger in Gedanken verloren! Weißt du«, er lachte, »es tut gut, mal ein Porträt einer schönen Frau zu sehen, die nicht im geringsten an sich selbst denkt.«

»Oh, nicht wie ich, meinst du?«

Berthe hatte nichts gegen seine kleinen Scherze. Manet



hatte Berthe vor kurzem selbst gemalt, in einem tollen, schwarzen Kleid mit einem Veilchenstrauß. Anders als in Edmas Porträt ruhten Berthes Augen aus dem Bild direkt auf dem Betrachter. »Ich vermute«, meinte Manet, »die Kunstwelt wird dir sehr bald zu Füßen liegen.«

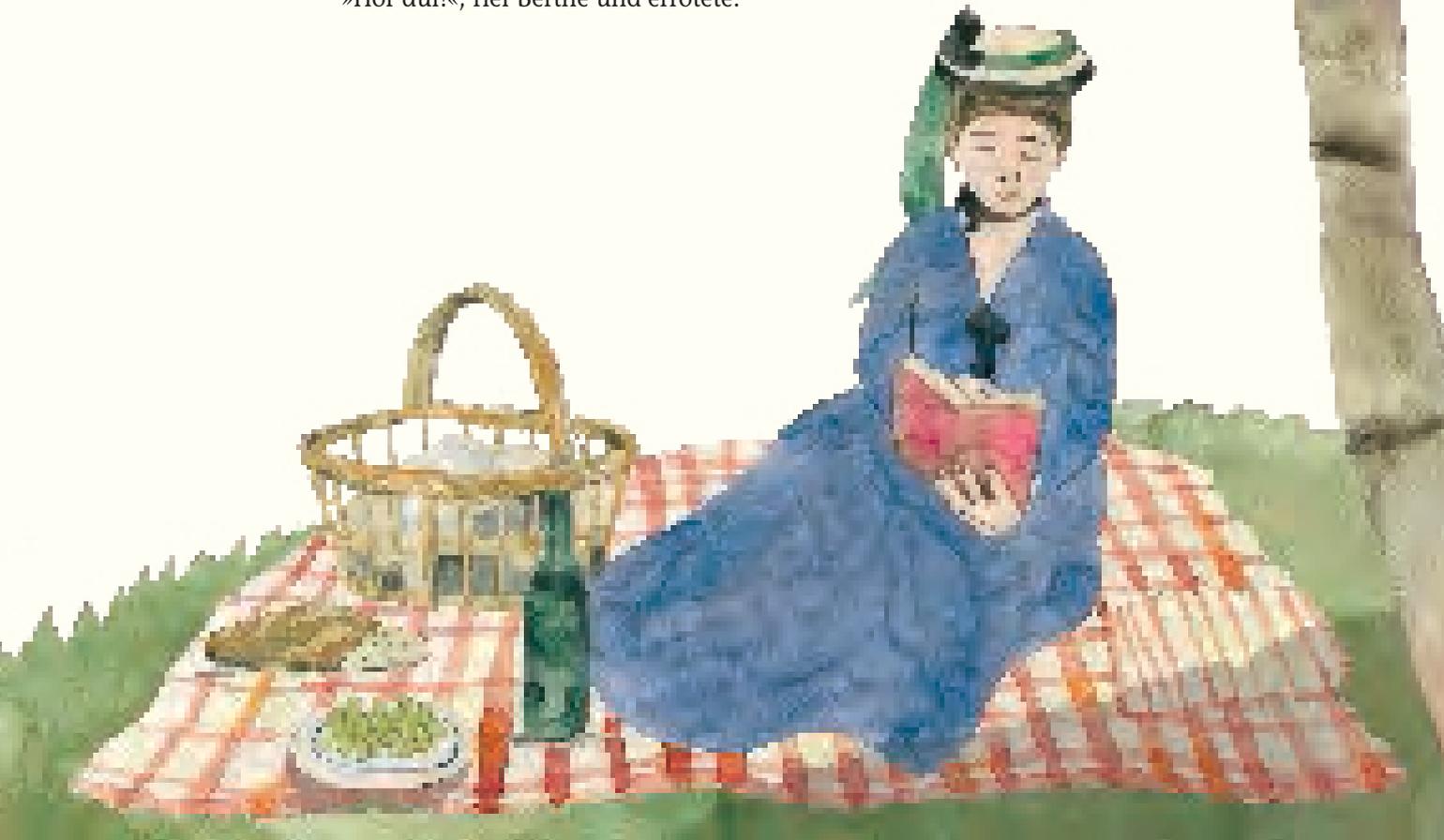
Ungefähr zu der Zeit, als Berthe *Die Wiege* malte, bat der Kunsthändler Paul Durand-Ruel, ihre Bilder in seiner Galerie ausstellen zu dürfen. Sie konnte nicht glauben, welche hohen Preise er für ihre Gemälde ansetzte. Sie waren höher als die der anderen Künstler der Galerie – und das waren alles Männer. »Siehst du?«, sagte sie zu ihrer Mutter. »Du hattest nicht Recht.« Madame Morisot hatte immer behauptet, Berthes Malerei sei zwar ein schönes Hobby, es würde ihr aber nie Geld einbringen.

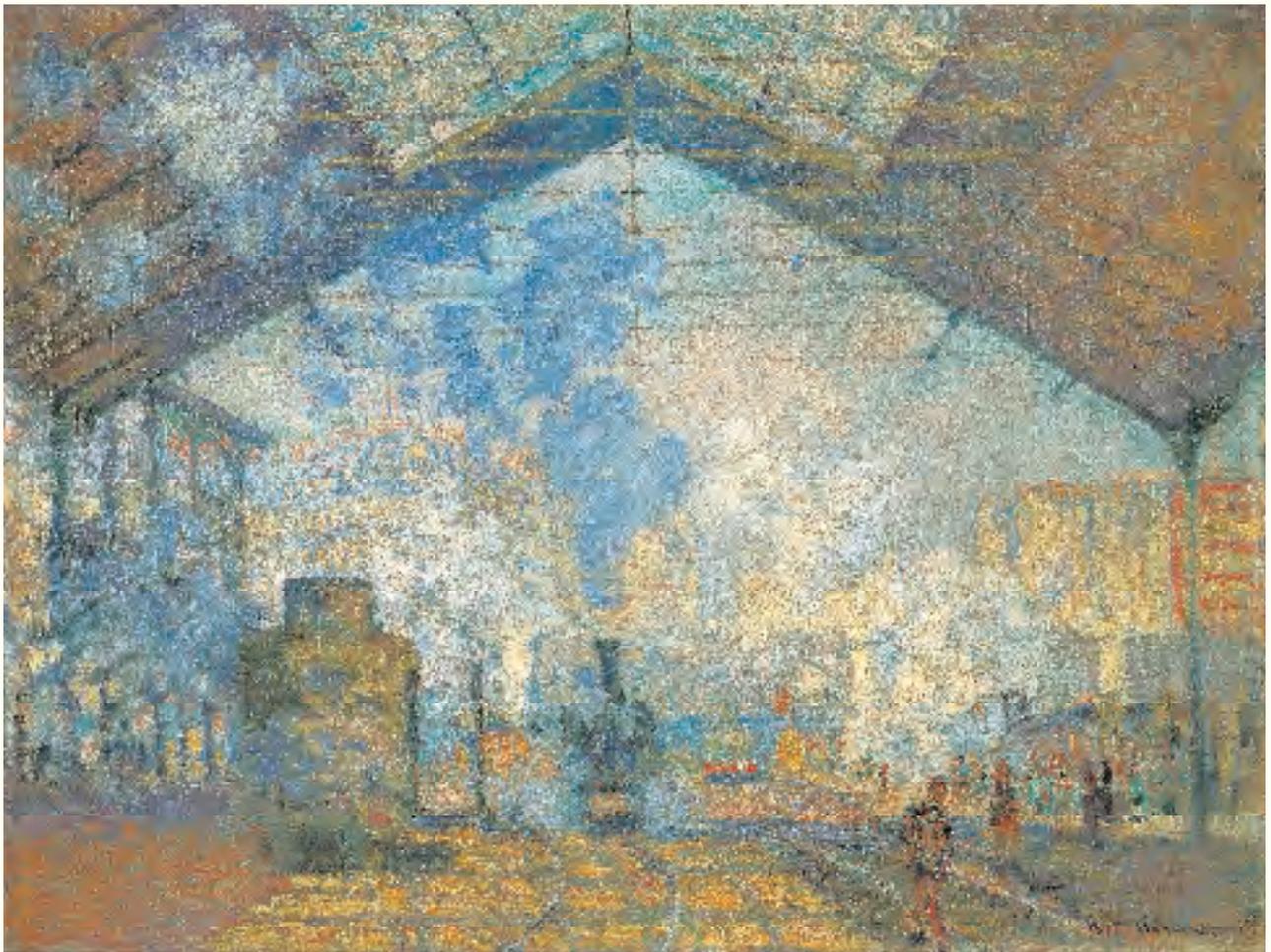
Berthe und die anderen Künstler, die gemeinsam die Ausstellung planten, hatten vieles gemeinsam. Sie wollten die Stimmung einer Szene einfangen, und nicht alle winzigen Details in Kleidung und Gesicht der Menschen aufzeichnen. Wenn es nur um Details geht, könnte man doch ein Foto machen, oder? Wie Berthe wollten sie, dass ihre Gemälde einen Eindruck des Moments hinterließen, voller Leben, in dem das Sonnenlicht die Farben aufwirbelt und sich die Luft zu bewegen scheint.

»Du meinst, ich soll *Die Wiege* ausstellen?«, drang Berthe weiter auf ihre Schwester ein.

»Ich glaube«, Edma äffte Manets Stimme nach, »du wirst sehr bald ...«

»Hör auf!«, rief Berthe und errötete.





Bahnhof Saint-Lazare in Paris
1877

46

Die freie Natur

Claude Monet

Jetzt, da du über mich Bescheid weißt, will ich dir von meinem Freund Claude Monet erzählen. Heute kennt natürlich jeder Monet. Und es war ihm auch sehr wichtig, einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Eines Morgens im Jahr 1877 marschierte er zum Beispiel in das Büro des Bahnhofsvorstehers in Paris Saint-Lazare. Er trug seinen besten Anzug und schwang einen goldenen Spazierstock. Äußerst selbstbewusst! Der arme Vorsteher wurde förmlich überrannt. Monet überredete ihn, die Züge unter großen Dampfwolken so ankommen und abfahren zu lassen, dass er die Szene malen konnte. Stell dir das vor – auf einem der größten Bahnhöfe in Paris!

Selbst wenn Monet etwas übertrieb, ich muss trotzdem immer an diese Geschichte denken, wenn ich eines seiner Gemälde von Saint-Lazare sehe. Er arbeitete wie verrückt und malte elf Bilder. An diesem hier gefällt mir, wie er den Dampf dargestellt hat, der leicht unter das hohe Bahnhofsdach schwebt, dazu der Himmel und die hohen Gebäude im Hintergrund – diese Ruhe vor dem Durcheinander des Bahnhofs. Schau mal, wie er die glänzenden Schienen gemalt hat, das Glitzern von Stahl und Glas



Die freie Natur

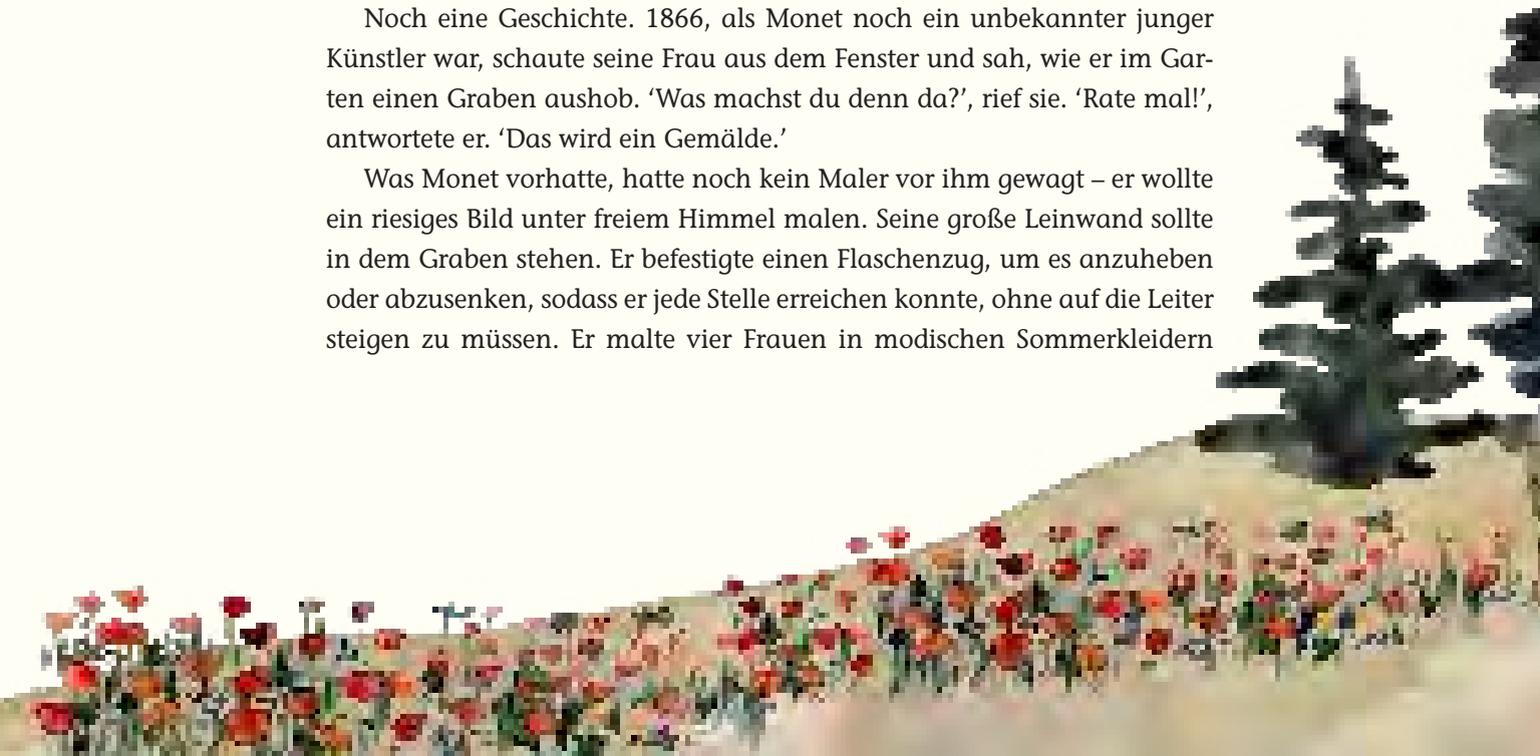
– nur mit ein paar Pinselstrichen. Unter freiem Himmel an einem ruhigen Flussufer zu malen, ist nämlich die eine Sache. Monet musste jedoch beweisen, dass er das auch an einem geschäftigen Bahnhof beherrschte. Ein wirklicher Maler der Moderne – ein echter Impressionist!

Was ein Impressionist ist? Ich erkläre es dir. Als wir – Monet, ich und noch 28 weitere Maler – mit unserer Gruppe 1874 unsere erste Ausstellung organisierten, rümpften die Menschen bei unseren Bildern die Nase. Einige verstanden jedoch unsere Arbeiten und warum unsere Ausstellung sich so sehr vom offiziellen Salon unterschied. Unsere Gemälde erzählten keine Geschichten. Wir füllten sie nicht mit auf Hochglanz polierten Details. Stattdessen wollten wir das Gefühl malen, das sich beim Anblick des Motivs einstellte – das Gefühl eines einzigen Moments, wenn Formen, Farben und Bewegungen, Licht und Schatten in einer Impression zusammenkommen. *Impression, Sonnenaufgang* – diesen Titel gab Monet seinem Gemälde eines Nebelmorgens am Hafen in Le Havre, an dem sich die rote Sonne im Meer spiegelt. Kunstkritiker begannen, uns alle als ‘Impressionisten’ zu bezeichnen, und der Name ist haften geblieben.

Es gab noch einen Unterschied zwischen uns und den Salon-Malern. Sie gehen vielleicht mit dem Skizzenblock los und zeichnen unterwegs, ihre Bilder malen sie jedoch im Atelier. Wir aber malen häufig draußen. Monets Gemälde vom Bahnhof Saint-Lazare wäre nicht genauso gelungen, wenn er sich später daran hätte erinnern müssen, statt es vor Ort in der Mitte des Geschehens zu malen. Keiner war so fanatisch, wenn es ums Malen unter freiem Himmel ging, wie Monet. Vermutlich würde er behaupten, er sei der erste Impressionist gewesen – er hätte den ersten Pfahl eingeschlagen!

Noch eine Geschichte. 1866, als Monet noch ein unbekannter junger Künstler war, schaute seine Frau aus dem Fenster und sah, wie er im Garten einen Graben aushob. ‘Was machst du denn da?’, rief sie. ‘Rate mal!’, antwortete er. ‘Das wird ein Gemälde.’

Was Monet vorhatte, hatte noch kein Maler vor ihm gewagt – er wollte ein riesiges Bild unter freiem Himmel malen. Seine große Leinwand sollte in dem Graben stehen. Er befestigte einen Flaschenzug, um es anzuheben oder abzusenken, sodass er jede Stelle erreichen konnte, ohne auf die Leiter steigen zu müssen. Er malte vier Frauen in modischen Sommerkleidern



Claude Monet

im Garten und war überzeugt, das Bild würde die Kuratoren des Salon de Paris beeindrucken – schließlich mochten sie große Gemälde voller Personen. Die Jury konnte *Frauen im Garten* jedoch nichts abgewinnen. Auf großen Gemälden erwarteten sie eine inspirierende historische Szene. 'Abgelehnt!', war ihr Urteil.

Mancher Künstler hätte aufgegeben, nicht jedoch Monet. Als Jüngling in Le Havre erhielt er Malunterricht von Eugène Boudin, einem Maler, der unter freiem Himmel im brillanten Licht der Küste malte. Für Monet ging es bei der Malerei um nichts anderes. 1870 malte er seine Gattin am Strand mit Madame Boudin. 'Wie nachlässig! Er hat Sandkörner in der Farbe!' Das waren die normalen Reaktionen.

Heute ist das ganz anders. Monet ist einer der berühmtesten und erfolgreichsten Maler in Frankreich. Er hat ein wunderschönes Haus auf dem Lande gekauft, bei Giverny an der Seine nordwestlich von Paris. Und erst kürzlich hat er nebenan etwas Land mit einem Flüsschen erworben. Monet plant einen Wassergarten mit einem Teich und einer Brücke im japanischen Stil. Ich kann mir gut vorstellen, wie er stundenlang die Reflexionen auf dem Wasser beobachtet, den gespiegelten Himmel und die schwingenden Äste der Weiden. Ich kann mir vorstellen, wie er die Lilien malt wie grüne Wolken – im Moment schwebend wie die Qualmwolken auf dem Bahnhof Saint-Lazare. Dieser Garten ist sein Traum. Aber Monet wird sicherlich genauso viel Zeit mit dem Spaten dort verbringen wie mit dem Pinsel!«



Paris

Frankreich (spätes 19. Jahrhundert)

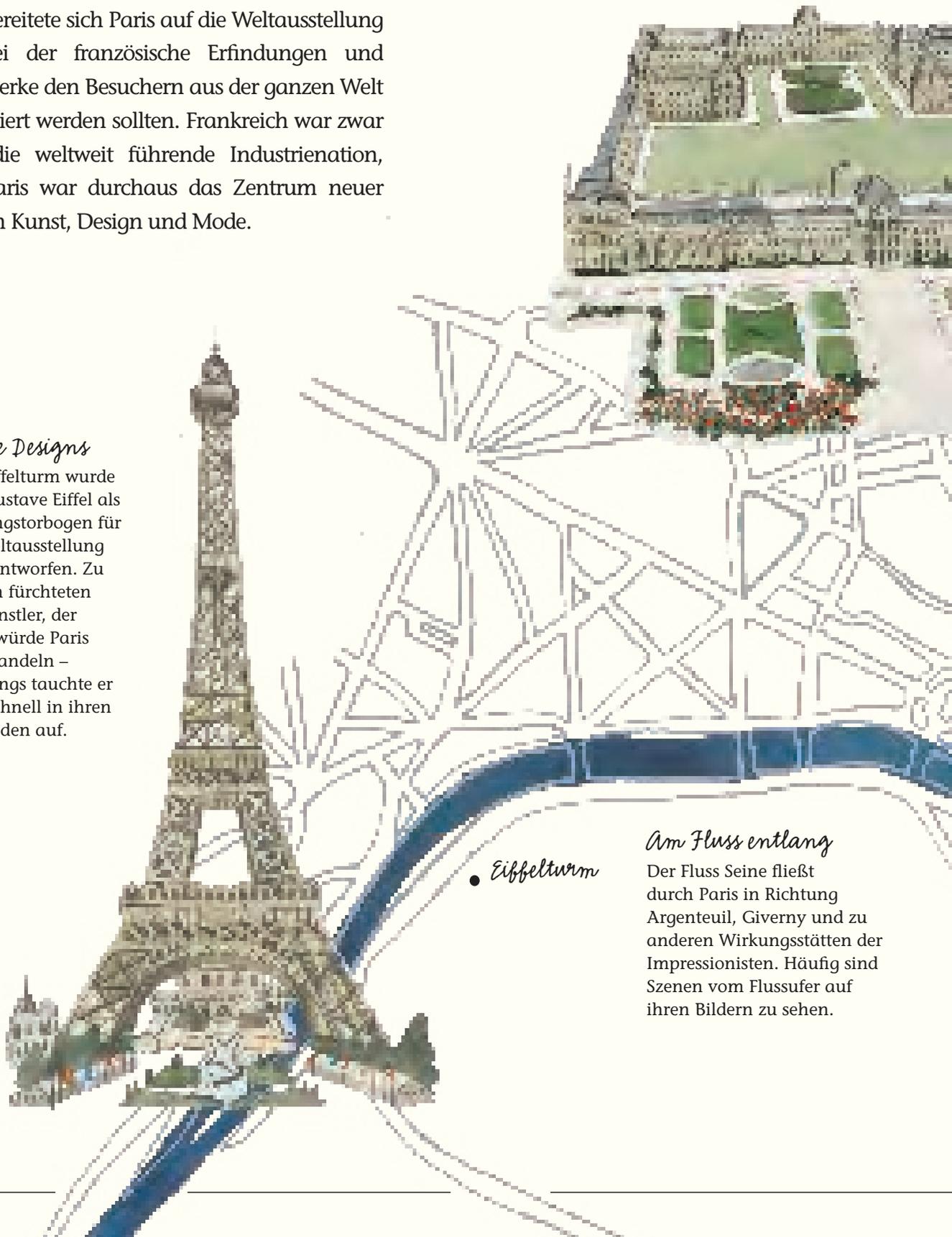
1888 bereitete sich Paris auf die Weltausstellung vor, bei der französische Erfindungen und Kunstwerke den Besuchern aus der ganzen Welt präsentiert werden sollten. Frankreich war zwar nicht die weltweit führende Industrienation, aber Paris war durchaus das Zentrum neuer Ideen in Kunst, Design und Mode.

Große Designs

Der Eiffelturm wurde von Gustave Eiffel als Eingangstorbogen für die Weltausstellung 1889 entworfen. Zu Beginn fürchteten die Künstler, der Turm würde Paris verschandeln – allerdings tauchte er sehr schnell in ihren Gemälden auf.

Freizeit

Der Jardin des Tuileries, der bis an den Louvre reicht, ist eine große, elegante Parkanlage. Dort traf man sich in der Freizeit – und Künstler saßen hier gern und beobachteten das Leben.



• Eiffelturm

Am Fluss entlang

Der Fluss Seine fließt durch Paris in Richtung Argenteuil, Giverny und zu anderen Wirkungsstätten der Impressionisten. Häufig sind Szenen vom Flussufer auf ihren Bildern zu sehen.

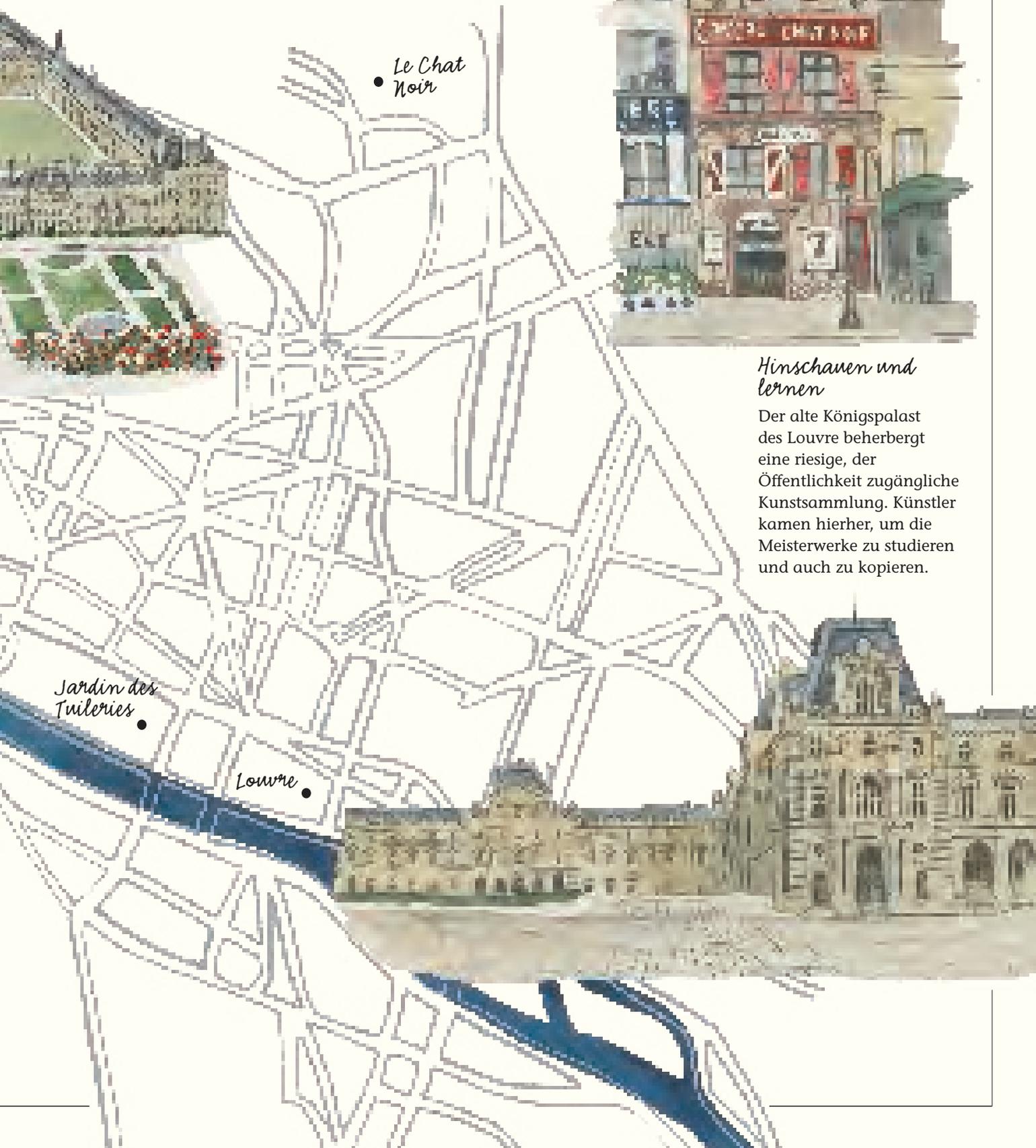
Künstlerviertel

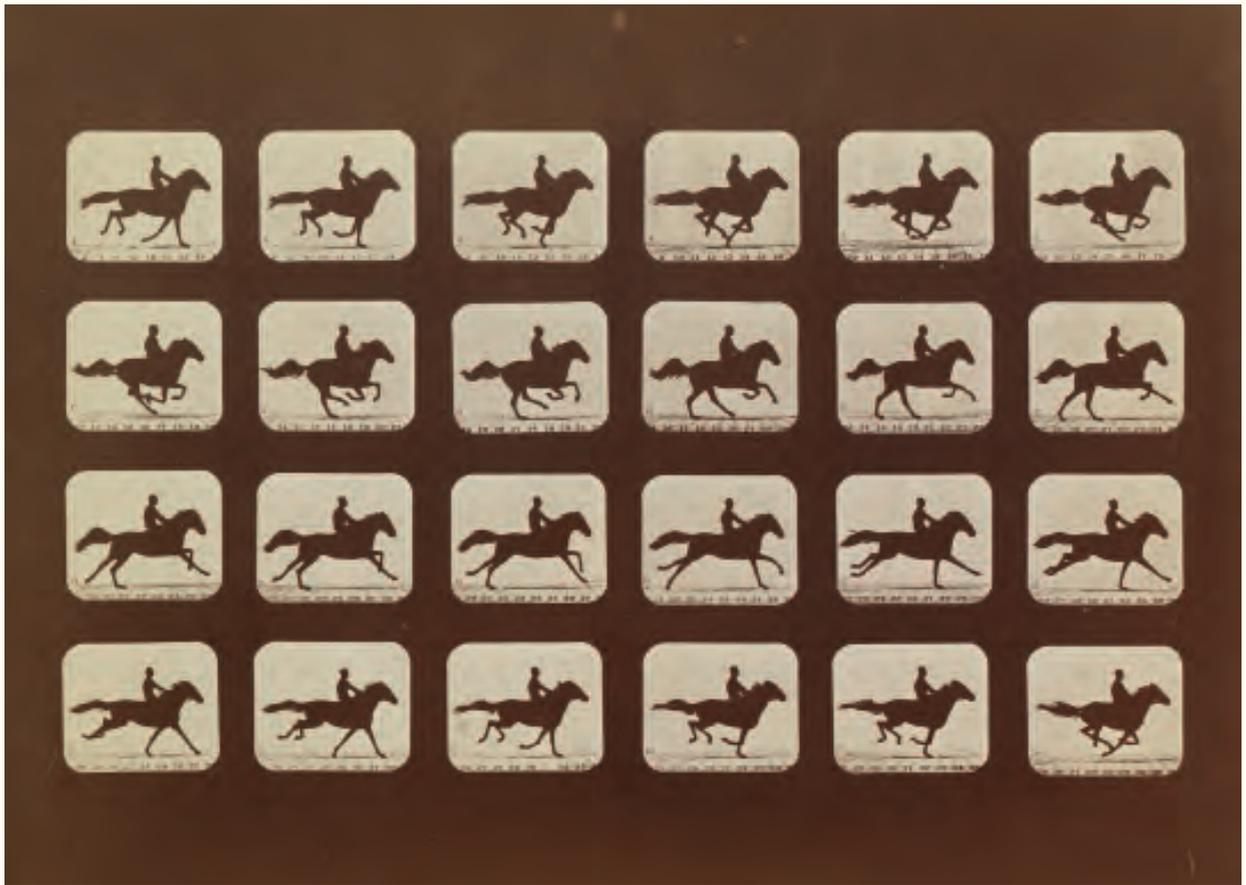
Viele Künstler, unter ihnen Monet und van Gogh, lebten und arbeiteten im Bezirk Montmartre, wo Wohnen wenig kostete. Sie trafen sich in Cafés und Cabarets wie dem Le Chat Noir (schwarze Katze).



Hinschauen und lernen

Der alte Königspalast des Louvre beherbergt eine riesige, der Öffentlichkeit zugängliche Kunstsammlung. Künstler kamen hierher, um die Meisterwerke zu studieren und auch zu kopieren.





Das Pferd in Bewegung
1878

47

Sekundenbruchteile

Eadweard Muybridge

«Gut, alles gut! Ruhig jetzt! Ruhig!« Der Jockey hat Mühe, Sallie zur Ruhe zu bringen. Warum ist sie so nervös? Während der Jockey die Zügel zu sich heranzieht, tanzen ihre Hufe auf der Stelle. Irgendetwas stört sie.

Es ist wohl der Fotograf, Mr. Muybridge. Er spricht zu laut. Sein gewaltiger Bart wabert auffallend umher. Er wedelt mit den Armen. Und er hat eine Pistole in der Hand. Sallie mag keine Pistolen. Und Bärte übrigens auch nicht.

»Mr. Muhbridge, ich glaube, Sie machen das Pferd nur nervöser. Es ist bereit, wenn Sie es sind.«

»Muybridge,« der Fotograf fuchtelt mit der Pistole. »Eadweard My-Bridge. Bitte sehr!«

Eadweard Muybridge schreitet zur Rennbahn, wo Mr. Stanford ihn erwartet. Vor sechs Jahren, 1872, hatte Mr. Stanford sein Pferd Occident im Trab fotografieren lassen. Das waren besondere Fotos, wie sie nur Muybridge machen konnte. Er hatte seine Kamera umgebaut, sodass ihr Verschluss viel schneller reagierte als der anderer Kameras. Er konnte ein trabendes Pferd ablichten und das Bild war klar und deutlich, kein bisschen unscharf.

Was Leland Stanford – ehemaliger Gouverneur Kaliforniens, Kunstsammler und Rennpferdbesitzer – herausfinden wollte, war Folgendes: Gibt es bei einem Pferd im Trab einen Moment, in dem alle vier Beine in der Luft sind? Er vermutete es, aber niemand war bisher in der Lage gewe-

sen, das oder das Gegenteil zu beweisen. Das menschliche Auge konnte diesen Sekundenbruchteil nicht erfassen. Wohl aber Muybridges Kamera.

Sein erstes Foto vom trabenden Occident war eine Sensation. Es bewies, dass kein Maler oder Bildhauer in der gesamten Menschheitsgeschichte je Recht hatte. Wie sie die Pferde in Bewegung dargestellt hatten, war fantastisch, aber die Position der Beine stimmte nicht. Ausnahmslos.

Stanford hatte wohl auf den Richtigen gesetzt. Er hatte so eine Vorahnung gehabt, dass dieser exzentrische, englische Fotograf, berühmt-berüchtigt für seine Gewaltausbrüche, eine Antwort auf seine Frage finden würde. Stanford hatte seine Fotos von den Naturwundern im Yosemite-Tal bestaunt. Es war gar nicht lange her, da konnten Menschen solche Wunder nur als Ölgemälde von Künstlern wie Thomas Cole und Frederic Edwin Church anschauen. Jetzt brauchte man sich nur ein Album mit Muybridges Fotos zu kaufen.

Allerdings konnte nur ein starker Mann wie Leland Stanford mit Muybridge umgehen. Vor Jahren war der Fotograf in einen Kutschenunfall in Texas verwickelt, bei dem er aus der Kutsche und mit dem Kopf auf einen Stein fiel. Seitdem tut und sagt er verrückte Dinge. Man möchte lieber nicht in seiner Nähe sein, wenn er die Pistole in der Hand hat.

Der Jockey beobachtet, wie Stanford und Muybridge gemeinsam an einer Reihe von 24 Kameras warten, die seitlich von der Rennbahn aufgebaut sind. An jeder Kamera ist ein Stolperdraht befestigt, der dann quer über die Rennbahn gespannt ist. Dieses Mal hat Muybridge die Verschlüsse auf 1/1000 s eingestellt. Wenn Sallie an den Kameras vorbeigaloppiert, lösen ihre Beine die Verschlüsse aus. Klick, klick, klick – alle 24 nacheinander. Es wird also 24 Fotos von den verschiedenen Bewegungen eines galoppierenden Pferdes geben.

Muybridge hebt einen Arm. Bumm! Mit dem Schuss aus der Pistole startet Sallie. Als sie die Kameras erreicht, ist sie bereits auf Höchstgeschwindigkeit. Die Drähte stören sie kein bisschen. Im Handumdrehen läuft sie vorbei. Stanford hat, was er wollte. Die Fotos zeigen genau, wie sich die Beine eines Pferdes im Galopp bewegen, manchmal berührt nur ein Huf, manchmal aber auch keiner den Boden. Wer hätte gedacht, dass Action-Fotos wie dieses je möglich wären?

Von jetzt an kann niemand mehr Muybridge aufhalten. Er fotografiert Menschen – im Gehen, beim Hopsen und Springen, beim Froschhüpfen ...

Eadweard Muybridge

in jeder möglichen ... und unmöglichen Bewegung. Er fotografiert Vögel im Flug. Die Flügel sehen ganz anders aus als die der Vögel auf gemalten Bildern. Das beweist, dass sich die ganze Wahrheit nicht mit einem einzigen Bild erzählen lässt. Wenn jemand fragt: »Wie sieht ein galoppierendes Pferd aus?«, braucht man viele Bilder, um die Frage zu beantworten.

Ohne den Unfall wäre Muybridge vielleicht nie auf solch brillante Ideen gekommen. Wer weiß? Bald hat er eine neue Idee. Er setzt Bilder eines galoppierenden Pferdes auf den Rand einer runden Glasplatte. Die Platte schiebt er in eine Maschine, die sie mit einem Lichtstrahl durchleuchtet, während sie sich dreht. Das Licht projiziert die Bilder auf eine Leinwand. Man sieht, wie ein Schattenriss eines Pferdes galoppiert – das erste Bewegtbild der Welt.

Wie soll Muybridge seinen Projektor nennen? »Eine tolle Maschine, um sich lebende Dinge in Bewegung anzuschauen«? Klingt nicht sehr spannend. »Zoopraxiskop« klingt wissenschaftlicher. Er zieht an einem kleinen Hebel und die Glasplatte dreht sich. Die Öllampe im Projektor wirft einen goldenen Strahl. In einem Lichtfleck an der Wand galoppiert der schwarze Geist eines Pferdes – schnell wie der Wind.





Ein Sonntagnachmittag auf der Insel La Grande Jatte
1884–86

48

Woraus besteht Farbe?

Georges Seurat

Nach der ersten Ausstellung der Impressionisten im Jahr 1874 wurde sie regelmäßig durchgeführt und zog viele Besucher an. Im April 1879 öffnete die vierte Ausstellung der Impressionisten in Paris. Unter den jungen Studenten, die ganz erpicht darauf waren zu sehen, was sie von den Künstlern lernen konnten, war auch der 19jährige Georges Seurat. Er studierte Malerei an der Hochschule für Kunst. Doch hatte er die Nase voll, dass ihn seine altmodischen Lehrer Tag für Tag angestaubte alte Statuen zeichnen ließen. Ihm gefielen die farbenfrohen Freiluftszenen der Impressionisten. Man konnte die Wärme der Sonne und die Luft voller Licht förmlich spüren.

»Das ist schon eher etwas für mich!« Seine Augen leuchteten. »Am liebsten möchte ich nach Hause gehen und gleich zu malen anfangen.«

Bevor Seurat jedoch Künstler werden konnte, musste er seinen Wehrdienst in der französischen Armee ableisten. Überallhin nahm er ein Notizbuch mit und skizzierte die Soldaten im Marinehafen von Brest. Zum Malen hatte er zwar keine Gelegenheit, aber er las viel über Kunsttheorien und vor allem über Farbe.

Ein Jahr später war Seurat wieder zurück in Paris. Jetzt konnte er endlich ans Werk gehen. Vor allem wollte er seine Farbideen in die Tat umsetzen. Gab es überhaupt so etwas wie »reine« Farbe, fragte er sich? Zum Beispiel Rot – wenn man ein rotes Hemd neben etwas Blaues legt und dann neben etwas Grünes, dann schien sich der Rotton zu ändern, obwohl das Hemd natürlich immer dasselbe blieb.

Woraus besteht Farbe?

Seurat war von den Impressionisten begeistert, aber wussten sie wirklich, woraus Farbe bestand? Er studierte, was Wissenschaftler zu diesem Thema geschrieben hatten. Und dann entschied er, man kann nicht einfach sagen, das »Gras ist grün«. In Wirklichkeit hat Gras viele Farben – brillante, weiße Reflexionen, violette, blaue und schwarze Schatten und orangefarbene, trockene Stellen, ebenso frische, grüne Blätter vermischt mit gelben, weißen und rosa Blumen. Erst unsere Augen fügen das alles zu dem zusammen, was wir als »grünes Gras« bezeichnen. Seurat begann ab sofort, alles auf seine eher ungewöhnliche Weise zu sehen.

Einigen Freunden Seurats wurden seine Theorien langsam zu kompliziert. »Du kannst kein Bild malen, indem du deine Nase in Bücher steckst,« hielten sie ihm entgegen. Aber 1884 stellte er ein Gemälde aus, das alle überraschte. Es war zwei Meter hoch und drei Meter breit. Es zeigte eine Gruppe von Männern und Jungen beim Sonnenbaden am Ufer der Seine und beim Baden im Fluss. Eine Szene, wie sie den Impressionisten gefallen könnte, sollte man glauben.

Aber Seurats Gemälde war anders. Er hatte mit einer völlig neuen, von ihm selbst entwickelten Methode gemalt.



Statt verschiedene Farben zu mischen und die Mischung dann auf die Leinwand aufzutragen, malte er tausende kleine Punkte, Linien und Flecken ungemischter Farbe – grün, rosa, weiß und blau – alle direkt nebeneinander. Und es funktionierte! Ganz aus der Nähe betrachtet, konnte man die unterschiedlichen Farbtupfer erkennen. Stand man jedoch weiter weg, vermischten sich die Farben zu einer Impression eines warmen, grasbewachsenen Flussufers, über dem der blaue Sommerhimmel durch einen Dunstschleier zu sehen war.

Seurat arbeitete inzwischen bereits an einem weiteren, riesigen Gemälde. Er hatte sich entschieden, einen typischen Sonntagnachmittag auf einer Insel in der Seine namens La Grande Jatte zu malen. Dieses Mal arbeitete er sehr genau und nur mit winzigsten, leuchtenden Farbpunkten. Er kombinierte unzählige Punkte, um die Damen und Herren beim Entspannen im Schatten der Bäume zu zeigen, ein Mädchen im roten Kleid beim Seilspringen, ein Ruderboot, einen Affen an der Leine. So viel geschah auf seinem großen, stillen, mysteriösen Bild.

Seurat war stolz auf seine neue Art zu malen. Er nannte sie »Chromoluminarismus«, was etwas hochgestochen war. Sehr bald setzte sich jedoch der Begriff »Pointillismus« durch, abgeleitet vom französischen Wort für Punkt, *point*. Seurat malte weiterhin Zirkusszenen und Meerlandschaften, einige seiner Künstlerfreunde wurden jedoch langsam des Leuchteffekts dieser vielen Farbpunkte müde.

»So sehen unsere Augen Farbe in Wirklichkeit«, beteuerte Seurat.

»Vielleicht hast du Recht«, sagten sie, »aber für *unsere* Augen sieht deine Malerei eher unwirklich aus.« Seurat war verärgert. Er überwarf sich mit einigen der Impressionisten, die er einst so bewundert hatte.

Dann starb Seurat im September 1891 plötzlich an einer unbekanntem Krankheit. Vielleicht war es eine Lungenentzündung oder ein Herzinfarkt, niemand war sich da sicher. Er war nur 31 Jahre alt und dennoch führend in einer neuen Kunstrichtung. Nach Seurats Tod führte kein Künstler den Pointillismus so konsequent weiter. Dennoch regte seine Erfindung viele Künstler zum Nachdenken an. »Ein Bild ist eine Sammlung von Farben. Rot, grün, blau, gelb. Das sind die Tasten auf unserem Klavier, die Saiten unserer Gitarre. Mal sehen, welche Melodien wir auf ihnen spielen können!«



Sternennacht
1889

49

Vincent's Sternennacht

Vincent van Gogh

Es klopft an seiner Tür. Die Schwester ruft: »Zeit fürs Bett, Monsieur van Gogh.« »Moment noch«, ruft er zurück, »ich schreibe noch schnell den Brief an meinen Bruder zu Ende.« Die Schritte der Schwester entfernen sich.

In einem anderen Zimmer schreit ein Patient und trommelt an die Wand. Die Nervenlinik kann ein lauter Ort sein, und Vincent van Gogh braucht Ruhe. Ruhe! Wenigstens hat er ein Gemälde, an dem er arbeiten kann. Und die Schwestern und Ärzte sind nett. Sie ermutigen ihn zum Malen. Van Gogh hat das Gefühl, einzig die Malerei kann ihn vom Wahnsinn abhalten.

Er legt den Stift nieder. Er ist so müde! Heute ist er noch vor der Dämmerung aufgewacht. Er stand auf und trat ans Fenster. Da waren die große Zypresse, der hoch stehende Mond und der Himmel, noch immer voller Sterne. Der Wind blies von den Bergen herab. Die Zypresse bog sich im starken Wind, lehnte sich wieder auf, und bog sich wieder, als wäre sie lebendig. Dünne Wolken jagten über den Himmel. Was hielt ihn davon ab, dort hinauf zu gehen? Zu den Sternen? Als er nach oben sah, fühlte sich van Gogh den Sternen näher als dem Dielenfußboden in seinem Zimmer. Er fühlte sich der Vergangenheit näher als der Gegenwart. Da unten, war das die kleine Kirche aus seiner alten Heimat in den Niederlanden? Nein – unmöglich. Dies hier ist Frankreich. Das ist jetzt. Die Sterne schwirren wie Gedanken durch seinen Kopf.

»Wie ich mein Leben doch zugerichtet habe«, überlegt van Gogh. »Ich bin 36, lebe in einer Nervenlinik und male Bilder, die keiner haben will. Ein Chaos nach dem anderen.«

Vincent's Sternennacht

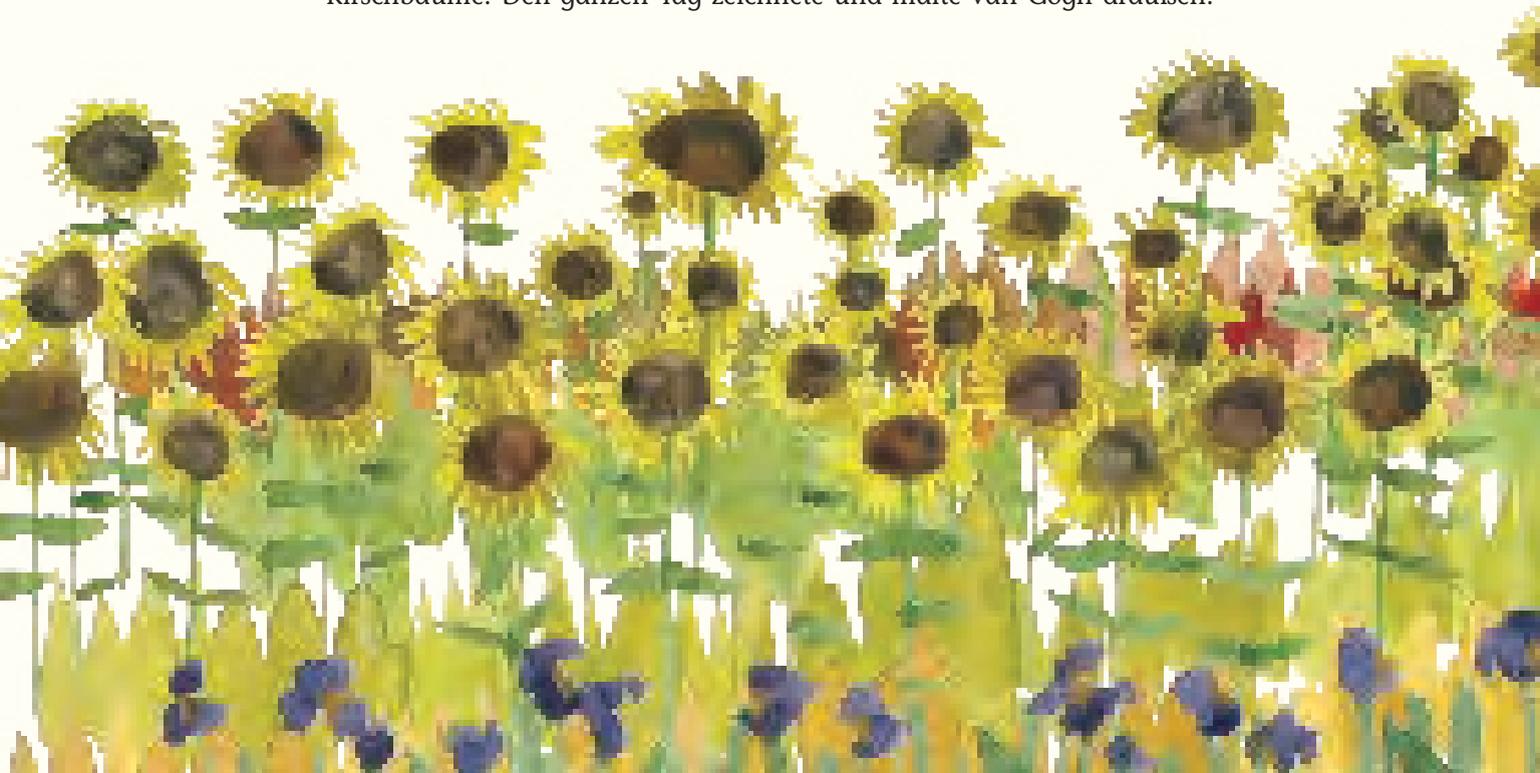
Anfangs arbeitete er bei einem Kunsthändler, bis er gefeuert wurde. Dann wurde er Prediger und verschenkte seinen gesamten Besitz an arme Menschen. Wieder wurde er entlassen. Schließlich, vor ein paar Jahren, dämmerte es ihm – er war zum Künstler bestimmt!

Er fürchtete, nie wirklich gut zu sein. Es gab so vieles zu lernen. Aber der beste Ort dazu war sicher Paris. Er musste dorthin ziehen! Zuerst hatte van Gogh mit Braun- und Grautönen und stumpfem Grün gemalt, als ob die Sonne niemals schiene und niemand glücklich wäre. In Paris merkte er, er konnte so nicht weitermachen. Die lebendigen Farben der Impressionisten hoben seine Stimmung. Und Seurat – van Gogh liebte seine Bilder. Farben erregen Gefühle, wenn er also Farben auf bestimmte Weise anordnete, könnte er – vielleicht – den Menschen gewisse Gefühle schenken. Freude, Ruhe, Hoffnung ... er untersuchte Seurats Methode noch genauer.

Die Aufregungen in Paris waren überwältigend – Künstler zu treffen, neue Kunstrichtungen zu entdecken, viel zu arbeiten, in Cafés herumsitzen. Van Gogh träumte vom Erfolg, aber beim Blick in den Spiegel sah er einen heruntergekommenen, mittellosen Künstler. Paris funktionierte nicht. Er musste weiter.

Van Gogh war von den japanischen Drucken verzaubert, die er in Läden und Galerien gesehen hatte. Japanische Künstler wie Hokusai stellten Alltagsszenen in satten, tiefen Farben dar. Wenn er doch nach Japan reisen könnte! Aber dazu war er viel zu arm. Der nächstbeste Ort, entschied er, war Südfrankreich. Im Februar 1888 nahm er den Zug nach Arles.

Der Frühling kam, dann der Sommer. Um die alte Stadt blühten die Kirschbäume. Den ganzen Tag zeichnete und malte van Gogh draußen.



Vincent van Gogh

Er arbeitete schnell, nicht mit winzigen Farbpunkten wie Seurat, sondern viel impulsiver. So fühlte er das Feld mit den Sonnenblumen mit ihren starken, hohen Stängeln und den flammend gelben Köpfen. Nicht geduldig, sondern unglaublich begeistert! Wenn du einer Sonnenblume direkt gegenüber stehst, ist ihr intensives Gelb ...Ah! Er konnte es nicht in Worte fassen, aber er konnte versuchen, es zu malen.

Manchmal vermisste van Gogh die Gesellschaft anderer Maler. Er lud Paul Gauguin zu sich ein, einen ebenso armen Maler, den er in Paris getroffen hatte. Er bereitete das Gästezimmer vor und hängte seine Sonnenblumen-Gemälde an die Wände, um Gauguin mit einer Fanfare aus Gelb zu begrüßen. Und dann? Dann könnten die beiden Seite an Seite arbeiten und einander anspornen.

Eine Zeitlang ging das gut. Aber Gauguin war ein hochnäsiger, komplizierter Mensch – nicht der beste Freund für van Gogh. Es kam zu bitteren Streitereien. An einem Winterabend, nach einem besonders heftigen Streit, war van Gogh so außer sich, dass er sich einen Teil seines linken Ohres abschnitt. »Ich muss hier raus!«, dachte Gauguin und packte seine Sachen. Wieder einsam, fürchtete sich van Gogh vor dem, was er als Nächstes tun würde. Sicherheitshalber ließ er sich freiwillig in eine Nervenklinik aufnehmen. Ja, das war das Beste für ihn. Die Ärzte würden auf ihn achtgeben ...

Van Gogh ist zu müde, um den Brief fertigzustellen. Er wollte beschreiben, was er heute Morgen unter den Sternen gefühlt hatte. Aber das ließ sich nicht in Worte fassen. Nein – morgen wird er es malen. Er wird die Sternennacht malen.

